

Zum Salzburger Schrifttum

Heinz-Dieter Heimann, Zwischen Böhmen und Burgund. Zum Ost-West-Verhältnis innerhalb des Territorialsystems des Deutschen Reiches im 15. Jahrhundert. Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 2, Böhlau Verlag, Köln – Wien 1982. IV und 488 S., 1 Karte, DM 88,-.

Unter einem etwas kryptischen Titel und in der leider wenig ansprechenden Aufmachung, die der Böhlau Verlag seiner neuen Reihe „Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte“ angedeihen läßt, verbirgt sich eine Arbeit mit einem mehr als „nur“ partikularen landesgeschichtlichen Ansatz. Es ist dem Verfasser, einem Schüler von Ferdinand Seibt in Bochum, vielmehr gelungen, in der Darstellung der territorialpolitischen Gegebenheiten des mittel- und nordwestdeutschen Raumes zwischen 1440 und dem Ende des Jahrhunderts und den sich aus ihnen entwickelnden interterritorialen Bündnissystemen eine tatsächlich vergleichende Regionalgeschichte zu schreiben, die damit zugleich ihren Beitrag zur sogenannten Reichsgeschichte des 15. Jahrhunderts zu leisten weiß. Die von Gerhard Oestreich gebrauchte und auf das 15. Jahrhundert gut anwendbare Formel von der zunehmenden Intensivierung des politischen Lebens soll hier „ihres bisher primär institutionellen und inner-territorialen Zuschnitte entbunden und stärker auch auf inter-territoriale Bereiche angewandt“ werden (S. 2).

Sein Untersuchungsziel definiert Heimann klar: eine Analyse „der Motive und Möglichkeiten für die Ausbildung politischer Interaktionen im Ost-West-Verhältnis, vorzugsweise aus der Sicht der Wettiner“ (S. 346), hineingestellt in den Rahmen von „dynastie- und territorialpolitischen Verschiebungen in der Übergangszeit von ehemals luxemburgischer zu habsburgischer Dominanz im Reich“ (S. 346), von der „Machtentfaltung ostdeutscher Dynastien als Ablösung ehemals rheinischer Vormacht im Reich während des 15. Jahrhunderts“ (S. 346). Es geht somit um die Westpolitik spätmittelalterlicher Ostterritorien (des wettinischen Länderkomplexes Sachsen–Thüringen–Meißen) und das Verhältnis zu den traditionell rivalisierenden Mächten am Niederrhein (Kurköln, Kleve–Jülich–Berg, Burgund). Die Wettiner fanden bei der versuchten Durchsetzung ihrer aus der Heiratsabsprache (1439) zwischen Wilhelm III. von Sachsen und der Habsburgertochter Anna abgeleiteten Erbansprüche auf das noch der „corona Bohemiae“ zugehörige Herzogtum Luxemburg im Kölner Erzbischof Dietrich von Moers (1414–1463), dessen hegemoniale Interessen sich auf den rheinisch-westfälischen Raum richteten, einen willigen Koalitionspartner gegen burgundische Expansionsbestrebungen. Die einzelnen Phasen dieser Koalitionsbildung werden – durchaus exemplarisch – in einem umfangreichen Hauptteil (S. 56–299) nachgezeichnet, den der Verfasser im übrigen auch in einem gesonderten Aufsatz unter dem Titel „Fürstenpolitik und Fehde. Zum Ost-West-Verhältnis im Territorialsystem des 15. Jahrhunderts am Beispiel der Soester Fehde 1444–1449“ (in: Soest. Stadt – Territorium – Reich . . . Hrsg. von Gerhard Köhn. Soest 1981, S. 151–179) nochmals resümiert hat. Mit der bekannten Soester Fehde (1444–1449) und ihrem für Kurköln negativen Ausgang scheiterte auch die zeitweise Koalition, wenn auch grundsätzliche Interessen der Wettinger am Niederrhein und in den Niederlanden in den Jahren nach 1459/60 trotz einer gewissen Umorientierung erneut aufzuleben begannen, einem Umstand, dem Heimann in einem dritten und wesentlich kürzeren Kapitel unter der Überschrift „Kontinuität und Neuansatz wettinischer Westpolitik“ (S. 300–345) nachzugehen versucht. In seinem Kern allerdings läßt sich das Werk auf die Luxemburger Erbfrage reduzieren, und hier ergeben sich gewisse Bedenken, inwieweit sich wirklich gerade anhand des skizzierten dynastischen Engagements Fragen nach einem besonderen Ost-West-Verhältnis beantworten lassen, inwieweit es gleichsam als Gradmesser einer Beziehungsentwicklung zwischen Ost und West dienen kann.

Auf verschiedene Einwände im Detail, insbesondere auch solche stilistischer wie sprachlicher Art, sei hier nicht eingegangen, manche Ungereimtheiten mögen auch bloß den allerdings zu häufigen Druckfehlern und einer bestimmten Flüchtigkeit zuzuschreiben sein.

Die Erstellung eines Registers hätte der Leser sicherlich sehr dankbar zur Kenntnis genommen, immerhin ist wenigstens für eine Kartenbeilage zur Veranschaulichung der dynastischen Beziehungen zwischen Luxemburgern und Wettinern gesorgt. Mag es angesichts der Masse und Streuung des für ein räumlich derart weitgespanntes Thema in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts günstigstenfalls einzusehenden Quellenmaterials durchaus noch verständlich sein, wenn der Verfasser nicht alle in Frage kommenden Archivbestände (insbesondere solche in Frankreich, Belgien, Böhmen und, was ihm verweigert wurde, in der DDR) gleichermaßen heranziehen konnte, so hätte man dennoch versuchen können, manche dieser Lücken durch die Nutzung zusätzlicher Sekundärliteratur zu schließen. So verwundert am insgesamt etwas zu ungenau geratenen Literaturverzeichnis das Fehlen einiger nicht unwichtiger französischer Titel (z. B. Alfred Leroux, *Nouvelles recherches critiques sur les relations politiques de la France avec l'Allemagne de 1378 à 1461*. Paris 1892) ebenso wie die Nichterwähnung verschiedener älterer, meines Erachtens aber dennoch grundlegender Werke zur Gesamtepoche (z. B. Adolf Bachmann, *Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max' I. . . .* Bd. 1–2. Leipzig 1884–1894, Ndr. Hildesheim, New York 1970). Als gewisse Ergänzung kann auf die gerade in bezug auf die französisch-burgundische Quellenlage sehr kenntnisreichen, von Heimann freilich teilweise rezipierten Arbeiten von Werner Paravicini verwiesen werden sowie auf einen weiteren recht umfangreichen, jedoch erst nach Heimanns Dissertation erschienenen Aufsatz von Yvon Lacaze (*Philippe le Bon et l'Empire: bilan d'un règne*. In: *Francia* 9, 1981, S. 133–175, und 10, 1982, S. 167–227; über den französischen Standpunkt zu Heimanns Arbeit vgl. auch die Rezension von Pierre Pégeot, *Francia* 11, 1983, S. 772–773). Für den bei Heimann oft erwähnten zweiten bedeutenden rheinischen Kurfürst der Zeit, den Trierer Erzbischof Jakob von Sierck (1439–1456), liegt unterdessen eine Arbeit von Ignaz Müller (*Jakob von Sierck 1398/99–1456. Quellen und Abhandlungen zur mittelhheinischen Kirchengeschichte*, Bd. 45, Mainz 1983) als notwendige Erweiterung vor. An künftigen Ergänzungen wären für den Rezensenten außerdem ein verstärktes Eingehen auch für die Position des französischen Königs (Charles VII.) und vor allem auf jene Kaiser Friedrichs III. wünschenswert.

Peter Michael Lipburger

Das Berchtesgadener Land im Wandel der Zeit. Ergänzungsband I zu dem 1929 erschienenen Werk von A. Helm, hrsg. von Hellmut Schöner. Verein für Heimatkunde des Berchtesgadener Landes, Berchtesgaden 1982. 591 S., mit ca. 500 Abbildungen.

Ein Buch über das von Salzburg beinahe umschlossene Berchtesgadener Land wird immer auch hierzulande auf Interesse stoßen; vor allem dann, wenn es ein so gewichtiges wie das vorliegende ist!

Zum Verständnis dieser Publikation sei vorausgeschickt, daß Dr. Eugen Fischer (1899 bis 1973), der sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wie kein zweiter mit dem Berchtesgadener Land umfassend landeskundlich beschäftigt hatte, unter dem Pseudonym A. Helm die zwei wichtigen Werke „Das Berchtesgadener Land im Wandel der Zeit“ (1929, 420 Seiten; 1973/74 wiederaufgelegt) und die Bibliographie „Die Literatur über das Berchtesgadener Land und seine Alpen“ (1930) verfaßt hat. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der damaligen Zeit hatten es nicht erlaubt, das tatsächlich geplante Vorhaben in vollem Umfang auszuführen. Nach Angaben von A. Helm fielen etwa sechs Zehntel des Manuskripts der Einsparung zum Opfer. Die innerhalb knappster Zeit nötige völlige Umarbeitung führte zu einer lexikalischen Form. A. Helm schrieb weiters in seinem Vorwort, daß auch vom Beifügen der jeweiligen Literaturhinweise leider Abstand genommen werden mußte. Seine fast gleichzeitig erschienene Bibliographie ließ diesen Mangel wenig spürbar werden.

Dieser Autor war auch nach 1929 eifrig bemüht, weiteres Material zusammenzutragen, doch blieb ihm zu Lebzeiten eine erweiterte Neuauflage seines Werkes versagt. Hellmut Schöner, 1. Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde des Berchtesgadener Landes und bekannter Schriftsteller, übernahm dann das literarische Erbe von A. Helm mit dem Ziele einer Publikation. Zusammen mit 56 Mitarbeitern – unter ihnen die Salzburger Gustav

Abel, Franz Hoffmann, Friederike Zaisberger – schuf er in neunjähriger Arbeit das Buch, das der eigentliche Gegenstand dieser Besprechung ist. Wenn man bedenkt, daß das Werk von 1929 dem Konzept nach eine unter Zeitdruck entstandene Notlösung war, so hätte man nunmehr nach Meinung des Rezensenten moralisch durchaus das Recht gehabt, andere Wege zu beschreiten, und nicht unbedingt einen „Ergänzungsband“ herstellen müssen. „Bei der Gliederung des Inhalts wurden jedoch Änderungen vorgenommen, die dem Leser, der etwas nachschlagen will, ein rascheres Auffinden gesuchter Unterlagen ermöglichen“, heißt es im Vorwort. Dem Unterzeichneten glückte dies leider nicht immer, und er glaubt, die Ursache darin zu sehen, daß ein Verzeichnis der umfassenderen Schlagwörter bzw. ein Gesamtregister sowie auch Querverweise fehlen. Nach seiner Meinung hilft vielen Benützern auch der Hinweis auf Seite 10: „Wer dieses Werk benützt, um zu einem bestimmten Thema etwas über Berchtesgaden nachzuschlagen, sollte sich unbedingt als zusätzliche Unterlage das Stichwortregister und das Inhaltsverzeichnis der ‚Bergheimat‘, 1921–1942, beschaffen“, nur wenig. Die konsequente Einhaltung durchschaubarer Regeln in der Wahl der Schriftgröße bzw. des Schriftcharakters der Lexikonwörter hätte teilweise Abhilfe bringen können. So aber unterscheiden sich etwa die einem größeren Themenbereich untergeordneten Stichwörter im Schriftbild nicht vom in alphabetischer Reihe nachfolgenden Stichwort. Zur Erläuterung seien einige Beispiele herausgegriffen: Das Stichwort „Fremdenverkehr“ ist nicht im Großdruck gesetzt, obwohl ihm mehrere Stichwörter untergeordnet sind. Nach „Grabenschmiede“ folgt nicht recht durchschaubar das Stichwort „Berchtesgaden“. Nach „Handwerkersiedlung Gartenau“ folgt der große Abschnitt „Die politische Situation Anfang 1933“. Auf „Straßenbauten“ und „Tennisport“ folgen eine „Statistik der tödlichen oder mit Todesfolge verbundenen Verkehrsunfälle“ und ein Stichwort „Tödliche Bergunfälle“. So mag zwar die Zuordnung zum Band 1929 durch häufige Verweise gut gelungen sein, aber das Zurechtfinden innerhalb des 1. Ergänzungsbandes ist nicht immer leicht. Für eine Anordnung in Lexikonform gibt es formal bessere Lösungen als diese. So kann man sich vorderhand nur damit trösten, daß der angestrebte weitere Ergänzungsband bald folgt und ihm hoffentlich ein zweckmäßiges Gesamtregister beigegeben wird. Nachdem vorderhand kein Ergänzungsband der Bibliographie von 1930 angekündigt wurde, wäre – wie auch von A. Helm ursprünglich beabsichtigt – die Einbeziehung von Literatur- und Quellennachweisen angebracht gewesen; solche Angaben sind nur in Einzelfällen zu finden.

Abgesehen von diesen mehr formalen Unzulänglichkeiten, die bei so zahlreichen Autoren sicher schwerer zu vermeiden sind, erweist sich das Werk als überaus reichhaltige und unentbehrliche Fundgrube über das Berchtesgadener Land. Erwartungsgemäß erfährt die Zeit der NS-Herrschaft eine ausführliche und wie mir scheint sehr um Sachlichkeit bemühte Darstellung. Selbstverständlich wird auch der Alpenwelt und dem Alpinismus breiter Raum gegeben. Da die Berchtesgadener Alpen als Gebirgsraum zwischen Salzach und Saalach aufgefaßt werden, kommen auch etliche Angaben über den Salzburger Teil vor. Salzburg unmittelbar betreffen etwa Ausführungen über den Almkanal, den (ehemaligen) Berchtesgadener Besitz im heutigen Land Salzburg, Verkehrswege und Verkehrsträger von und nach Salzburg. Aus der politischen Zeitgeschichte sind Kapitel über geheime Waffentransporte nach Österreich vor dem Anschluß, über die Österreichische Legion, über ausländische Staatsbesuche auf dem Obersalzberg bzw. auf Schloß Kleßheim erwähnenswert. Auch verschiedene Fragen im Zusammenhang mit der gemeinsamen Grenze werden dargelegt. Unter den vorgestellten Künstlern und sonstigen Persönlichkeiten sind wohl auch einige wenige gebürtige Salzburger zu finden, doch insgesamt muß man zur Kenntnis nehmen, daß das Berchtesgadener Land nur wenig von den Salzburgern geprägt wurde. Neben den selbstbewußten „Ureinwohnern“ prägten und prägen dem Land vielmehr die zahlreichen und überzeugten Wahl-Berchtesgadener, die zu einem guten Teil von jenseits der Mainlinie zugezogen sind, ihren Stempel auf.

Bei der Bildausstattung wurde zwar sehr großzügig vorgegangen – welches ähnliche Buch enthält schon rund 500 Abbildungen? –, die Auswahl aber so getroffen, daß besonders Bilder von dokumentarischem Wert, die nicht mehr wiederholt werden können, Berücksichtigung gefunden haben.

Wie recht hat doch A. Helm nach fünf Jahrzehnten bekommen, wenn er 1929 im Vorwort nach einer Klage über die Entwurzelung seiner Zeit schrieb: „Auch der Zeitpunkt wird wiederkehren, in dem der Sinn für das ‚Einst‘ an Bedeutung gewinnt.“ Somit bestehen die besten Voraussetzungen, daß dieses Buch als vielgelesenes und vielverwendetes Nachschlagewerk sich großer Verbreitung erfreut und damit zur Aufmunterung dient, daß auch in Zukunft Menschen mit viel Idealismus, persönlichem Einsatz und Sachkenntnis eine Fortsetzung dieses großen Werkes ermöglichen.

Während des Druckes dieses Mitteilungsbandes konnte der Rezensent je ein „Stichwortregister“ zum Band aus 1929 und aus 1982 einsehen: Das 11 Seiten umfassende Registerheft zum hier besprochenen Buch gliedert sich in ein Sach- und Personenregister. Bibliographische Angaben über Herausgeber, Verlag, Ort und Jahr fehlen leider. Der oben angesprochene Mangel ist damit größtenteils behoben.

Guido Müller

Hubert Glaser | Franz Brunhölzl | Sigmund Benker, Vita Corbiniani – Bischof Arbeo von Freising und die Lebensgeschichte des hl. Korbinian, mit Farbaufnahmen von Wolf-Christian von der Mülbe, München – Zürich 1983.

Wie man in Salzburg 1984 des hl. Virgil gedachte, so feierte Bayern, vor allem die Diözese München-Freising, 1983 die 1200jährige Wiederkehr des Todestages von Bischof Arbeo von Freising. Möglicherweise in Mais bei Meran geboren, war Arbeo nicht nur Virgils Zeitgenosse, sondern dem Iren in vielfacher Weise verbunden. Wiederholt lassen sich Aufenthalte Virgils in Freising belegen. Auch die Anregung zur Abfassung der Lebensgeschichte des hl. Corbinian erhielt Arbeo – nach seinen eigenen Worten – von Virgil. Hat Arbeo auch noch eine Beschreibung der Taten des hl. Emmeram verfaßt, so bleibt die *Vita Corbiniani* doch (vermutlich) sein erstes, in jedem Falle aber sein Hauptwerk. Corbinian spielt als Bistumsgründer für Freising die gleiche Rolle wie Rupert für Salzburg. Nach seinem Tode wurde sein Leichnam auf eigenen Wunsch aus Freising nach Mais überführt, Arbeo, Corbinians dritter Nachfolger, ließ ihn in die Freisinger Domburg zurückbringen. In diesem Zusammenhang ist die Abfassung der *Vita* zu sehen, an deren Schluß er von den Wundern während der Rück-Überführung berichtet. Arbeos Werk steht damit am Anfang literarischen Schaffens in Bayern.

In der Einleitung beschäftigt sich Hubert Glaser, Ordinarius am Institut für bayerische Geschichte der Universität München, kritisch mit der Entwicklung der Forschung und dem derzeitigen Forschungsstand zu Arbeo, seiner Person, seinem Werk und seiner Umwelt. In acht Abschnitten analysiert er die Überlieferung der *Vita* und die quellenkundliche Forschung dazu, die Frage nach Arbeos Herkunft und seine Verwandtschaft mit dem westbayerischen Adel, Arbeos Episkopat, das Freisinger Domkloster, die weltlichen Agenden seiner Regierung, seine Tätigkeit als Schriftsteller und seine Rolle in der vermuteten Opposition des westbayerischen Adels gegenüber den Agilolfingern. Das Resultat dieser Forschungsgeschichte stimmt nachdenklich. Was man beim Studium der einen oder anderen Arbeit nur zu leicht übersieht, wird bei dieser gerafften Darstellung der „Wege der Forschung“ deutlich. Hypothesen, deren Inhalt man zu akzeptieren geneigt ist, werden höchst fragwürdig, wenn man sieht, in welchem Ausmaß sie sich bereits ihrerseits auf Hypothesen stützen. Dazu kommt der Umgang mit den frühmittelalterlichen Quellen im allgemeinen. Ihr begrenzter Umfang ist bekannt. Trotzdem gelangen die Frühmittelalter-Historiker durch weitreichende Schlüsse und mitunter verblüffende Kombinationen zu einem Gewebe von Aussagen, das sie mit erstaunlicher Sicherheit vortragen. Die Möglichkeit eines Zufalls, die sich mitnichten ausschließen läßt, darf bei all diesen Überlegungen auch nicht ansatzweise gedacht werden, weil die Argumentationsketten dadurch abrupt unterbrochen würden. Freilich läßt sich Richtigkeit oder Irrtum in vielen Fällen kaum erweisen. Anders verhält es sich, wenn – wie in Salzburg/St. Peter – die Archäologie die Möglichkeit zur Verifizierung bietet. Die Kluft zwischen dem literarischen Produkt der „konstruierenden Phantasie der Forscher“ (Lhotsky) und dem Befund der Bodendenkmale vertieft die Skepsis. Von der Möglichkeit, durch eine Analyse späterer Quellen auch das Fundament für Aussagen über das Frühmittelalter zu erweitern, wird nur wenig Gebrauch gemacht.

Edition und Übersetzung durch den Ordinarius für mittellateinische Philologie an der Universität München, Franz Brunhölzl, bieten nebeneinander den Text des Originals, inhaltliche Abweichungen seiner Bearbeitung im 9. und 10. Jh. sowie die Übertragung ins Deutsche. Interessant ist bei der Übersetzung die Auffassung der Begriffe *villa publica*, *castrum*, *civitas*, *urbs* und *locus* als Synonyma und ihre Wiedergabe als *Stadt*. Damit scheinen Ergebnisse der modernen Stadtgeschichtsforschung ignoriert. Im Unterschied dazu orientieren sich Wolfram/Haupt bei ihrer Conversio-Übersetzung an diesen Erkenntnissen. Im Einklang damit geben sie *civitas* durchwegs mit *Burg* wieder. Damit werden freilich so verschiedene Siedlungen wie Worms, Regensburg und Liburnia über einen Leisten geschlagen. Restlos überzeugen kann auch diese Vorgangsweise nicht, so daß der „unbekümmerte“ Übersetzungsvorschlag von Franz Brunhölzl nicht unberücksichtigt bleiben sollte.

Prälät Sigmund Benker referiert die Geschichte der bildlichen Darstellung der Begebnisse der Corbinian-Vita, deren erste noch Bischof Arbeo selbst anfertigen ließ. Im Mittelpunkt seiner Ausführung steht die kunsthistorische Aufarbeitung des Bilderzyklus aus dem 18. Jh. im Freisinger Dom von Cosmas Damian Asam. Ihre hervorragende Wiedergabe auf 20 Farbtafeln, zum Teil unter Einschluß der Entwürfe, beschließt den Band, mit dem Bayerns frühestem Schriftsteller ein wahrhaft würdiges Denkmal gesetzt wurde.

Fritz Koller

Johann Weissensteiner, Tegernsee, die Bayern und Österreich. Studien zu Tegernseer Geschichtsquellen und der bayerischen Stammesgeschichte. Mit einer Edition der Passio secunda S. Quirini. In: AföG 133 (1983), der österr. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. Historische Kommission. 309 S., brosch., S 420,-.

Die bereits 1981 abgeschlossene Arbeit konnte erst 1983 im Druck vorgelegt werden. Gerade in den letzten vier Jahren wurde das Interesse an der Frühgeschichte Bayerns stark in den Vordergrund gerückt. Die neueste Literatur konnte daher nicht immer eingearbeitet werden (besonders im Abschnitt zur bayerischen Stammesgeschichte bzw. zur Herkunft der Bayern oder beim Namen „Juvavum“). Das ist aber ohne Zweifel nicht dem Verfasser anzulasten. Die Publikation ist in drei große Teile unterteilt. Im Abschnitt „Studien zur Geschichte des Klosters Tegernsee bis zur Mitte des 12. Jh.s“ sind im Kapitel über die *Miracula Sancti Quirini* mehrere Hinweise auf Salzburg gegeben (z. B. Heilung eines Blinden). Wichtig ist die Schilderung der Bestattung der Adelheid von Sulzbach in Tegernsee. Sie war die Witwe nach Graf Berengar von Sulzbach aus der Stifterfamilie von Berchtesgaden bzw. den Lehenträgern der Reichsrechte im Lungau. Interessant ist auch der Bericht über die Visitation von Erzbischof Konrad I. vor Mai 1127 in Tegernsee, bei der in seinem Auftrag die dortigen Altäre zerstört wurden. Die Ursache für sein Vorgehen lag im Gedankengut des Investiturstreites, der Anlaß war die Bestattung der obenerwähnten Gräfin Adelheid in der Kirche. Im Abschnitt über die Stammesgeschichte der Bayern im Norikerkapitel der *Passio secunda Sancti Quirini* wird ein sorgfältiger Bezug zur Salzburger Überlieferung, besonders der Annalistik, hergestellt. Die Arbeit von Bernhard Sepp, auf die sich der Verfasser hauptsächlich stützt, seinerzeit grundlegend, ist allerdings nun auch schon bald hundert Jahre alt. Im dritten Abschnitt wird die *Passio* ediert und mit den nötigen Registern versehen. Obwohl die Intention der Arbeit auf die Beziehungen des Klosters Tegernsee zu Österreich gerichtet ist, ist doch der Salzburg-Bezug immer wieder gegeben, wenn auch oft nur über dieselben Stifterfamilien oder Klöster, wie der Georgenberg/Tirol, die reichen Besitz in Salzburg erhalten hatten. Erfreulich ist die klare Darstellung und die folgerichtige Einordnung von Wundergeschichten und Annalenstellen in den Ablauf der historisch nachweisbaren Ereignisse.

Friederike Zaisberger

Hans Hobenegg, Bruderschaften und ähnliche religiöse Vereinigungen in Deutschirol bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (= Schlern-Schriften 272). Mit 75 Abbildungen. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1984. 240 S.

Bruderschaften, kirchlich anerkannte Vereine zur Belehrung und Andacht, fanden vom 17. bis zum 19. Jahrhundert große Verbreitung und öfters bis zu einige tausend Mitglieder,

stellte der Beitritt doch Ablässe in Aussicht und damit eine Möglichkeit, die damalige Furcht vor dem Fegefeuer hintanzuhalten. Viele noch heute bestehende Spitäler gehen auf die Initiativen solcher religiöser Gemeinschaften zurück, die sich schon früh über die Handlungen des Kultus hinaus der Sozial-, vor allem der Krankenpflege verschrieben.

Mit dieser Institution innerhalb einer bestimmten Region beschäftigt sich der 1894 geborene Verfasser im vorliegenden Band. Wer sich vom Titel her eine historische Monographie erwartet, wird allerdings enttäuscht. Der Käufer sieht sich vielmehr einem mit einigen Bildchen versehenen, gebundenen Zettelkasten, der die Namen von ca. 1800 religiösen Vereinigungen (Bruderschaften, Kongregationen, Gebetsvereine . . .) aus 665 Seelsorgeorten – zumeist mit Gründungsdatum versehen – erfaßt, gegenüber, die der Autor aus anderer Literatur sowie aus, wie er es nennt, „religiösem Kleinschrifttum“ (Bruderschaftsbücher, -ordnungen, Ablaßzettel, vor allem Bruderschaftszettel = Aufnahmediplome und Gebetszettel) kompiliert, deren Text, genaues Format, etwaigen Stich etc. er minuziös anführt. Dabei werden die Kirchen und Pfarren des Bistums Innsbruck, des Tiroler Anteils des Erzbistums Salzburg, das Bistum Bozen-Brixen und die Deutschen Bruderschaften in Welschtirol, Erzbistum Trient aufgelistet. Die vorangestellten historischen Erläuterungen geben eine äußerst knappe Einführung in die Materie, die vor allem dazu geeignet erscheint, dem Laien Grundlagen auf diesem Gebiet zu vermitteln. Neue historische Erkenntnisse fehlen weitestgehend. So hätte man sich, um ein Beispiel herauszugreifen, eine breitere Untersuchung des finanzwirtschaftlichen Aspektes gewünscht, der nur kurz gestreift wird, stellten doch die Mittel aus Mitgliedsbeiträgen und frommen Vermächtnissen beträchtliche Summen dar, was allein schon anhand der unter Joseph II. eingezogenen Vermögen (bis zu 20.000 Gulden pro Bruderschaft) deutlich wird. Der Autor nennt hier zwar einen Fall von Kleinkrediten (bis 500 Gulden), doch wird damit über den Gesamtumfang der wirtschaftlichen Bedeutung zu wenig ausgesagt.

Die Mittel wurden wohl primär, wie Hohenegg ausführte, für die soziale Fürsorge, religiöse Umzüge, zur Besoldungsaufbesserung von Geistlichen und Unterstützung von notleidenden Klöstern, ja sogar für Geißeln und Kuten von Flagellanten ausgegeben. Interessant erscheint dem Rezensenten die Passage über die Zünfte als Bruderschaften (gemischte Bruderschaften), die die enge Verschränkung dieser beiden gesellschaftlich/kirchlichen Einrichtungen deutlich machen. Dasselbe gilt für die Auflösung der Bruderschaften und die Einziehung des Vermögens, deren Höhe an ca. 70 Beispielen vorgeführt wird. Dabei ist jedoch zu kritisieren, daß sämtliche Ausführungen über die von der Josephinischen Reform ausgehenden Auswirkungen lediglich eine Arbeit von Johann Georg Wörz aus 1848 (!) zugrunde liegt und im Streben nach möglicher Kürze, so die paradoxe Rechtfertigung des Autors, das umfangreiche neuere Schrifttum zum Josephinismus unrezipiert bleibt. Die Tatsache, daß der Autor erst bei der Drucklegung des Bandes von Markus Kramers Dissertation „Das religiöse Bruderschaftswesen in der Diözese Brixen vom Konzil von Trient bis zur Aufhebung (1783)“ erfuhr, ist bedauerlich, mehr noch das Fehlen von grundlegender Literatur.

Das Vorhaben, um das es dem Verfasser offensichtlich ging, wurde indes erreicht: Ein Werk zum raschen Nachschlagen, in welcher Gemeinde des behandelten Gebietes wann welche religiöse Vereinigung gegründet wurde bzw. bestand. Gerhard Ammerer

Buchanzeige: Die Partnerschaft des Landes Salzburg mit der Provinz Trient führt zunehmend auch zu einem Austausch der jeweiligen Druck-Erzeugnisse. So sind der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde zwei Schriften aus Trient zugegangen, die hier lediglich kurz angezeigt werden, weil sich in beiden Fällen kein Salzburg-Bezug ergibt: Das Buch „Impronte, undici narratori Trentini“ stellt elf jüngere Trientiner Autoren, ihre wichtigsten biographischen Daten und kurze Auszüge aus ihren Werken vor. – Dem Jesuitenpater Eusebio Francesco Chini (1645–1711) ist das Buch „Padre e Pioniere“ gewidmet, das sein Leben als Missionar in Nordamerika, als Schriftsteller und Geograph beschreibt.

Fritz Koller

Rolando Bonazza | Roberto Festi | Carlo Fontanari, Architettura rinascimentale in Alta Valsugana. I palazzi rinascimentali al tempo del cardinale Bernardo Cles (1485–1539), i rapporti con l'ambiente trentino e l'influenza della trattatistica. Trento 1983.

Auf Anregung des Architekten Michelangelo Lupo haben sich die Mitarbeiter des Instituts für Restaurierung von Gebäuden an der Universität von Venedig mit den Prunkbauten aus der Zeit des Bernhard Cles in Trient beschäftigt. Im heurigen (1985) Cles-Gedenkjahr werden die Beziehungen dieses Kirchenfürsten zu unserem Kardinal Matthäus Lang intensiv beachtet werden müssen. Nicht nur die große Ausstellung in Trient, das Cles-Symposium im Mai, auch eine Veranstaltung in Frankfurt wird darauf Bezug nehmen. Umso erfreulicher ist, daß in dem vorliegenden Band bereits die Architekturgeschichte aufgearbeitet worden ist. Da Architekten, Maler, Kunsthandwerker (Hafner) zwischen Trient und Salzburg ausgetauscht wurden, werden alle einschlägig interessierten Forscher zur Bau- und Kunstgeschichte Salzburgs in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht darum herumkommen, die vorliegende Publikation genau zu studieren. Der Fotodokumentation der einzelnen Gebäude ist die zeichnerische Aufnahme nach der Natur zur Seite gestellt, so daß ein exakter Vergleich ermöglicht wird. Fenster, Tore, Türgewände, Arkaden und viele andere Details erlauben Aussagen zum Baugestaltungswillen der Renaissance. Die Publikation wird den Denkmalpflegern wertvolle Unterstützung bieten. Bei dieser Arbeit kann nur gefragt werden, wann ähnliches auch in Salzburg möglich sein wird.

Friederike Zaisberger

Renato Bocchi und Carlo Oradini, Immagine e struttura della città. Materiali per la storia urbana di Trento. Trento 1983.

Unsere Partnerstadt Trient hat in einer hervorragenden Ausstellung über die Stadtentwicklung im Herbst 1983 das Werden der Stadt Trient dokumentiert. Der begleitende Katalog ist in die Abschnitte „Von den Ursprüngen bis zum Mittelalter“, „Die Stadt des Konzils und der Gegenreformation“, „Das Projekt und der tatsächliche Ausbau der modernen Stadt“ gegliedert. Den einzelnen Katalognummern sind die Fachbeiträge (etwa von Michelangelo Lupo, *La città effimera nel XVI secolo* oder William Belli und Luisa Videsott, *Feste religiose e profane nello spazio urbano dell'età barocca*) vorangestellt. In den kurzen Zusammenfassungen wird die Entwicklung Trients in den jeweiligen Zeitrahmen eingeordnet und anschließend im Katalogteil zusätzlich durch Abbildungen untermauert. Neben dem Stadtbild im Adlerturm des Castel Buonconsiglio steht die berühmte Ansicht des Doss Trento von Albrecht Dürer im Zentrum. Alle Stadtpläne und alten Stadtansichten sind, soweit wie möglich, dokumentiert. Für uns von besonderem Interesse ist die Wiedergabe der einzelnen Triumphpforten und einiger Prozessionen des 17. Jahrhunderts. Bei der Entwicklung des modernen Trient, vor allem beim Kirchenbau, sollte nicht vergessen werden, daß dieses Bistum von 1823 bis 1922 Suffraganbistum des Fürsterzbistumes Salzburg gewesen ist. Zusammen mit den sorgfältigen Literaturangaben zu den einzelnen Abschnitten sollten Katalog und Ausstellung Anregung für ein ähnliches Unternehmen in Salzburg sein.

Friederike Zaisberger

Die Matrikel der Universität Innsbruck, Bd. 4, 3. Abt., bearbeitet von Gerhard Oberkofler, hrsg. im Auftrag des Akademischen Senats vom Universitätsarchiv, Schriftleitung: Franz Huter, Innsbruck 1984.

Der nunmehr vorliegende Band der Innsbrucker Universitätsmatrikel umfaßt die Studienjahre 1782/83 bis 1791/92. Mit der bereits aus den vorhergehenden Bänden gewohnten Sorgfalt werden Herkunft, Studiengang, Prüfungsfragen und Notengebung von insgesamt 1044 Studenten verzeichnet; in den häufigen Anmerkungen wird über weitere interessante biographische Details informiert.

Was diese Matrikeledition darüber hinaus als wertvollen Beitrag zur österreichischen Universitäts-, Geistes- und Bildungsgeschichte auszeichnet, ist die detaillierte „Einleitung“, die eine für den Historiker außerordentlich interessante Zeit beschreibt, nämlich die Zeit des Josefinismus. Von der Woge der Nützlichkeits- und Sparsamkeitsreformen wurde auch

die Innsbrucker Universität kräftig erfaßt und durch ein Hofdekret von 1782 zu einem Lyzeum herabgesetzt: Die Hälfte der Lehrenden wurde entlassen, pensioniert, an eine andere Universität oder (Geistliche) zurück ins Kloster versetzt. Die juristische Fakultät verlor die Doktoratsverleihung ebenso wie die medizinische, die zu einem reinen Wundarzt- und Hebammen-Ausbildungsinstitut umgewandelt wurde, wenn sie auch mit der Einbeziehung der Tierheilkunde ein wichtiges neues Fach dazugewann.

Am nachhaltigsten betrafen die josefinischen Maßnahmen das juristische Studium: Die – wie überall auf den österreichischen Universitäten – auf den Staatsdienst hin ausgerichtete Ausbildung wurde von drei auf zwei Jahre verkürzt und das Hauptgewicht des nur noch durch zwei Lehrer vermittelten Stoffes auf das Naturrecht und das bürgerliche Recht unter besonderer Betonung der Landesgesetze gelegt. 1784 wurden dem juristischen Studium als positive Erweiterung die politischen Wissenschaften zugeteilt. Aus dem verwendeten Lehrbuch von Joseph von Sonnenfels trug man den ersten Band (Einleitung, Polizeiwissenschaft) – ab 1790 übrigens auch in Salzburg eingeführt –, aus dem 2. Band die Landwirtschaft und die Manufakturen, aus dem 3. Band die Abteilungen von den Steuern vor.

Die Umstellung nach den Gesichtspunkten des allgemeinen Staatswohls ging bis zur Anschaffung der Bücher für die Studienbibliothek.

Die Bemühungen der Tiroler Landstände um die Wiederherstellung des Universitätsstatus, die erst 1792, nach dem Tode Josefs, von Erfolg begleitet waren, resultierten nicht zuletzt aus den fühlbaren materiellen Schäden, die durch die Abwanderung vieler Studenten verursacht wurden. Vor allem die Hörerzahlen aus Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien gingen auf ein Minimum zurück, Tirol stellte in dieser Lyzeumszeit allein 83 Prozent der Studentenschaft.

Die Statistik der lokalen Rekrutierung, die ausgewiesenen Hörerzahlen für die verschiedenen Studienrichtungen, die Studienabschlüsse und beispielhafte Notizen über spätere Laufbahnen von Absolventen sind nicht weniger interessant wie die genauen Beschreibungen der (Änderungen innerhalb der) vier Fakultäten (Kurzbiographien der Professoren, deren wissenschaftliche und lehrende Tätigkeit in Innsbruck / Lehrpläne und verwendete Lehrbücher / Prüfungsvorschriften . . .) sowie der übersichtliche Tabellenteil (Rektoren, Dekane, Hörerzahlen, Rektoratsrechnungen etc.). Ein Ortsregister und ein reichhaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis runden diesen gelungenen Editionsband ab.

Gerhard Ammerer

Bruno Schimetschek, Der österreichische Beamte. Geschichte und Tradition. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1984, 244 S.

Karl Megner, Beamte. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte des k. k. Beamtentums (= Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie XXI). Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1985, 442 S.

So eng verwandt die beiden Veröffentlichungen vom Titel her scheinen, so unterschiedlich sind sie in vieler Hinsicht; das beginnt beim Preis und Umfang und endet bei der Zielsetzung und der wissenschaftlichen Qualität.

Den Anspruch, den der Richter und frühere Vizepräsident des Verwaltungsgerichtshofes, Bruno Schimetschek, verfolgt, nämlich: *die der überwiegenden Mehrheit der Österreicher kaum bekannte Geschichte des altösterreichischen Beamtentums einer breiten Öffentlichkeit darzulegen* (Vorwort), erscheint von vornherein etwas zu hoch gegriffen. Die Lektüre des Buches bestätigt dann diesen Verdacht. Zu bemängeln ist bereits der antiquierte Ansatz des Autors, der ohne wesentliche strukturelle Fragestellungen eine Faktensammlung zu einem Erzählfluß verbindet, der nur wenige Schlußfolgerungen enthält. Die allzusehr an der Personengeschichte orientierte Arbeit droht denn auch an einigen Stellen in ein Aneinanderreihen von Biographien hoher Verwaltungsbeamter abzurutschen. Gegenüber diesen wenigen leitenden Beamten, denen zweifelsohne teilweise große Verdienste zuzusprechen sind, werden auf die *Legionen von unteren und mittleren Beamten*, über die die *gewisse Oberschicht* herrschte (Josef Redlich), nur marginal Hinweise gegeben. Diese kaum erwähnte Massenbeamten-schicht zählte jedoch um 1900 immerhin bereits (mit Kanzleikräften, Eisenbahnbedienste-

ten etc.) 336.000 Personen. Die gerade zu dieser Zeit gegründeten und immer wichtiger werdenden „prägewerkschaftlichen“ Beamtenvereine und deren Aktivitäten werden etwa gar nicht erwähnt. Dafür hätten einige andere, nicht unbedingt zum Thema gehörende Passagen, wie beispielsweise die Überlegungen zur Person Josephs II. und dessen Reformen oder die Charakterisierung des österreichischen Vormärz, ohne Schaden weggelassen werden können.

Im Gegensatz zu Megner, der, wenn er zeitgenössische Belletristik verwendet (das kann ruhig bis herauf zu Jörg Mauthes „Großer Hitze“ gehen), dieses überwiegend als pointierte Ergänzung zu den aus Quellen und Sekundärliteratur erarbeiteten Aussagen verwendet und dadurch den Lesegenuß steigert, wird diese bei Schimetschek öfters als interpretiertes Belegmaterial verwendet, ohne die Tatsache zu bedenken, daß belletristische Aussagen nicht immer der sozialen Realität entsprechen müssen. Das meint auch Megner in seiner Kritik: *Weder Memoiren und Anekdoten aus der Hochbürokratie* (auch diese begegnen beim Lesen des Schimetschekschen Buches) *noch aus Theaterstücken und Belletristik vor allem der Jahrhundertwende stammende Idealtypen werden der Komplexität des Phänomens (= soziale Großgruppe der Beamten) voll gerecht.*

Außer dem leicht verstaubten, den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen nur mehr ungenügend entsprechenden Ansatz sowie einer etwas schwachen Leistung des Lektors sind vor allem zwei Mängel an diesem Buch zu kritisieren: 1. Das Fehlen neuer historischer Erkenntnisse – die Arbeit ist eine reine Zusammenfassung von bereits erschienener Literatur ohne die Benützung auch nur einer einzigen archivalischen Quelle – und 2. der Versuch, ein Loblied auf die *unparteiische, unbestechliche, korrekte und pflichtbewußte Beamten-schaft* (Schimetschek) zu singen, ohne gegenteilige Beispiele darzustellen oder gar Vokabeln wie Eigen-nutz, Machtstreben oder Bestechlichkeit zu gebrauchen. Gerade auf diese Aspekte poli-tisch-administrativen Handelns legen moderne wissenschaftliche Richtungen, allen voran diejenige der „Neuen politischen Ökonomie“, ihre besonderen Forschungsinteressen.

Der zweiten vorliegenden Untersuchung zum Themenkreis Beamten-geschichte, der er-weiterten Dissertation von Karl Megner, gelingt es hingegen, das bisher vorhanden gewese-ne Forschungsdefizit hinsichtlich der subalternen Bürokratie für die Zeit vor allem der zweiten Hälfte des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts weitgehend zu beseitigen. Der Autor vermag in dieser reich mit Zahlenmaterial ausgestatteten Arbeit durch eine breite Aufarbeitung von Archivmaterial und Zeitungen eine umfassende und differenzierte Darstellung der sozialen und wirtschaftlichen Situation (und deren Entwicklung) der mitt-leren und unteren k. k. Beamten- und Bedienstetenschicht zu geben, wobei er wiederholt, vor allem zu Vergleichszwecken, auf die Maria-Theresianisch/Josephinische Epoche zu-rückgreift. Der behandelte Zeitraum, vor allem die Wende zum 20. Jahrhundert, wurde für die sozioökonomischen Grundlagen des Beamtentums besonders bedeutend und hat Aus-wirkungen bis in unser heutiges Beamtendienstrecht. So mußte beispielsweise gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Problem des zunehmenden Kaufkraftschwundes der Löhne – Salzburg hatte etwa zwischen 1857 und 1871 mit 70,7 Prozent die höchste Mietzinssteige-rung der gesamten Monarchie – durch neue legale Regelungen gelöst werden. Dafür, wei-ters für eine neue Pensionsregelung, eine Dienstpragmatik u. a. m. setzten sich die neuge-gründeten Beamtenvereine ein (dem Dachverband gehörten 1909 ca. 50.000 Beamte an).

Die vielen Aspekte, von denen hier nur einer erwähnt wurde, sowie die Vorzüge dieser Untersuchung können nicht im einzelnen geschildert werden, einen kleinen Ersatz bietet die Aufgliederung der Hauptkapitel: I. ZUR GENESIS UND STRUKTUR DER GROSSGRUPPE: Anstellungskriterien und Verwendungsgruppen / Vom Fürsten- zum Staatsdiener / Selbst- und Fremdrekrutierung der Beamten-schaft / Die Entwicklung der ökonomischen Lage der Beamten-schaft (um 1850 bis 1873) / Die „Magna Charta“ von 1873 / Die Entwicklung der Gehälter bis 1914 / Die Disziplinarverordnung von 1860 und die Dienstpragmatik von 1914 / Die Pensionen und Provisionen der Beamten und Diener. – II. SOZIALE BEZUGSFELDER: Die Beamtenfamilie / Beamtenwohnungen. Die Bauge-sellschaft des Beamtenvereins. Der Rudolphshof / Beamtenvereine / Beamte und Politik / Zivilbeamte und Armee / Staatsbeamtentum und Nationalismus. – III. RANDGRUPPEN: Diener und Unterbeamte / Die berufstätige Frau im Staatsdienst / Die Diurnisten. – IV.

REAL- UND IDEALTYPISCHE ROLLENKRITERIEN: Fremdgruppenverständnis, Standesehre, Nobilitation, Orden / Definitionsversuch der k. k. Beamtenschaft / Statistische Glosse. – V. ANHANG: DIE ZISLEITHANISCHE FINANZVERWALTUNG 1848–1914 – REGISTER (!) Gerhard Ammerer

Ignaz Rieder, Kurze Geschichte des Landes Salzburg, Salzburg 1905. Photomechan. Nachdruck mit Einleitung, Salzburg 1983. XVII und 156 S. Zu erwerben bei der Hans-Lechner-Stiftung, 5020 Salzburg, Elisabeth-Kai 60, Tel. 79 4 81/26, S 148,–.

Wenigstens drei Generationen geschichtsbewußter Salzburger haben bisher ihre Liebe zu Salzburg und das Wissen über unser Land aus der „Kurzen Geschichte“ von Ignaz Rieder und der „Kleinen Geschichte“ von Franz Martin geschöpft. Während das letztere Werk nunmehr bereits die 6. Auflage (bearbeitet von Reinhard R. Heinisch) erlebt hat, war Rieders Geschichte längst vergriffen. Es ist der Hans-Lechner-Stiftung außerordentlich zu danken, daß dieses Werk wieder erhältlich ist. In der Einleitung schildert Franz Schausberger unter dem Titel „Landesgeschichte und Zentralismus“ die Entstehungsgeschichte. 1892 beschloß man im Landtag, daß die Landesgeschichte Salzburgs in den Schulen besser berücksichtigt werden müsse. Es wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, auf Grund dessen dann die Herausgabe eines „Leitfadens der Salzburger Landesgeschichte zum Gebrauch an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten“ möglich werden sollte. Unter dem Pseudonym „Stets unverzagt“ erkannte die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde dem öö. Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät zu Salzburg Dr. Ignaz Rieder den ersten Preis zu. Das Unterrichtsministerium in Wien verhinderte aber die Verwendung in den Schulen, weil die Darstellung die Bedeutung des selbständigen Landes Salzburg zu sehr herausstrich. Erst 1905 erschien die Arbeit dann unter dem heutigen Titel. Der zweite Beitrag, von Hans Spatzenegger, befaßt sich mit einem Text für die Salzburger Landeshymne, die ebenfalls Ignaz Rieder zum Verfasser hat. Aus den drei Versen des Gedichtes spricht die große Heimatliebe des aus Großarl gebürtigen Erzbischofes von Salzburg (1918–1934), die sein Leben in allen Bereichen geprägt hat. Rieders „Kurze Geschichte“ sollte in keinem Salzburger Haushalt fehlen.

Friederike Zaisberger

Bischofshofen, 5000 Jahre Geschichte und Kultur, hrsg. von der Sparkasse in Bischofshofen, Schriftleitung: Roswitha Moosleitner, Bischofshofen 1984.

Bischofshofen – 5000 Jahre Geschichte und Kultur: ein wahrhaft anspruchsvoller Titel für eine – das darf voraus bemerkt werden – gut gelungene Ortsgeschichte. Was die Jahreszahl betrifft, so hatte früher oder später – erinnert man sich u. a. an die Titel diverser Landesausstellungen (nicht nur in Salzburg) – eine derartige (Über-?)Steigerung kommen müssen.

Die drei einleitenden Arbeiten zur Ur- und Frühgeschichte des Zentralraumes des Pongaus von Fritz Moosleitner, *Bischofshofen in ur- und frühgeschichtlicher Zeit*, von Andreas Lippert, *Archäologische Forschungen zur Siedlungsgeschichte in Bischofshofen*, und von Clemens Eibner, *Der Bergbau im Herzen des Pongaus*, fassen die bisherigen Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen zusammen. Diese Übersicht ist ebenso wertvoll wie die eingehende Publikation der Befunde der jüngsten Grabungsunternehmen. – Die reiche Erfahrung des Herausgebers (und größtenteils auch Autors) der ersten beiden Bände der Salzburger Geschichte prägt den Beitrag von Heinz Dopsch über *Bischofshofen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*. Der Verfasser entwickelt sein Thema dabei in einer erstaunlichen Breite. Der angedeutete personelle Zusammenhang erklärt wohl auch die – vielleicht etwas überproportionale – Schwerpunktbildung im Bereich des Mittelalters. – Friederike Zaisberger behandelt *Die Burgen in Bischofshofen*. Vor allem die gründliche Analyse der Burganlagen „Pongowe“ und Bachsfall ist ebenso zu schätzen wie die Publikation der Baubeschreibung des Kastenhofes. Dieselbe Autorin hat auch die Überarbeitung des Artikels von Herbert Klein über den *Pongauer Aufstand von 1564/1565* (MGSL 102) für die vorliegende Ortsgeschichte übernommen. – Die Studie von Wiltrud Topic-Mersmann, *Das Kreuz von Bischofshofen als Crux gemmata*, zeichnet sich durch reiches Vergleichsmaterial aus. Das gilt auch für den zweiten kunsthistorischen Beitrag von Johann Apfelthaler, *Zur Baugeschichte der Kirchen*

in *Bischofshofen*, bei dem darüber hinaus die exakte Beschreibung des Baues und z. T. des Inventars der Gotteshäuser unter Berücksichtigung des jeweiligen archäologischen, kunst-historischen und diplomatischen Befundes hervorzuheben ist. Die Herstellung weitge-spannter Bezüge in Fragen der Typologie und des Bau-Vorbildes ist anzuerkennen, wenn sie auch nicht in allen Fällen zwingend erscheint. – *Die Rolle Bischofshofens in der Geschichte der österreichischen Eisenbahnen* würdigt der Innsbrucker Wirtschaftshistoriker Georg Zwano-wetz, der bereits durch eine Vielzahl einschlägiger Veröffentlichungen hervorgetreten ist. – Die Schilderung der *Entwicklung Bischofshofens seit der Markterhebung unter besonderer Berück-sichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse* – von Erika Thurner – schließlich repräsentiert einen lokalbezogenen zeitgeschichtlichen Beitrag, von dessen Art und Qualität man sich eine größere Zahl wünschen möchte. – Eine Zeittafel, eine Bibliographie und ca. 50 Seiten Vereins- und Schulgeschichte runden den Band ab.

Was man sich sonst noch gewünscht hätte: Anmerkungen zum Bergbau auf dem Ge-meindegebiet von Bischofshofen im Bereich der Mitterberger Ostgänge in erzbischöflicher Zeit, ein wenig mehr zur Ortsgeschichte, vor allem vom 17. bis zum 19. Jahrhundert aus dem Fundus der Akten, auch Überlegungen zum Patrozinium Primus und Felician und seine Verbreitung im Osalpenraum wären sicher zu vertreten gewesen. In summa wurde jedoch nicht nur eine profunde Ortsgeschichte vorgelegt, sondern darüber hinaus erfolg-reich ein Schema entwickelt, das hinfort bei ähnlichen Vorhaben als Vorbild Beachtung finden sollte. Das betrifft die Aufteilung des Stoffes auf einzelne kompetente Autoren ebenso wie die Allgemeinverständlichkeit der Beiträge. Hier darf stellvertretend für die anderen die prägnante Diktion des Beitrages von Heinz Dopsch sowie das Glossar hervor-gehoben werden, das die Fachausdrücke in der Beschreibung der Kirchenbauten erläutert. Mit zu diesem erfolgreichen Schema zählt aber auch – wie in diesem Fall – eine fachkundige Redaktion und das Auftreten eines Mäzens aus der Wirtschaft. Für Bischofshofen hat diese Rolle dankenswerterweise die Ortssparkasse übernommen. Fritz Koller

Walter Schlegel, Festung Hohensalzburg. Ein Führer durch Bauwerke, Geschichte und Kunst. Otto Müller Verlag, Salzburg 1983. 60 S., 1 Übersichtsplan, zahlreiche Abb., farbiger Umschlag, S 68,–.

Lange Zeit fehlte ein attraktiver Führer durch die Festung Hohensalzburg. Landeskon-servator Walter Schlegel hat nun aus dem Material seines Vaters Richard Schlegel und als Ergebnis eigener Beschäftigung mit dem Burgenbau in Salzburg einen übersichtlichen Rundgang durch die Salzburger Hauptsehenswürdigkeit zusammengestellt. Die im Plan eingetragenen Nummern korrespondieren rasch auffindbar mit den Gebäudebeschreibun-gen im Text. Nur die Einleitung ist vom Inhalt her etwas zu kurz geraten. Ein Hinweis auf die Stellung Salzburgs im Reich und in der Kirche wäre für das Verständnis der Geschichte der Burg für den Nicht-Eingeweihten unerlässlich gewesen. Auch die an sich guten Einfälle für die graphische Gestaltung hätten eine etwas liebevollere Durchführung verdient. Der Löwe im Wappen des Erzbischofes Johann Beckenschlager ist als solcher kaum erkennbar. Neben dem Text zu Kardinal Matthäus Lang und dem Bild von Leonhard von Keutschach ist am Rand das Wappen von Erzbischof Johann Jakob von Kuen-Belasy wiedergegeben. Hervorragend ist das Fotomaterial, das in aussagekräftigen Schwarzweißbildern den Fe-stungscharakter unterstreicht. Es fehlt nur eine moderne Gesamtansicht von Norden und eventuell auch eine Luftaufnahme, um die Gesamtausdehnung der mächtigen Anlage nach-empfinden zu können. Die Idee, einen Faltumschlag mit sechs Farbabbildungen auszustat-ten, wird den Verkauf dieses handlichen Führers sicherlich fördern. Besonders praktisch für den Benutzer ist die Wiedergabe der einzelnen Bauinschriften am Rand der Beschreibung des jeweiligen Gebäudes. Nützlich sind auch die Hinweise auf die offiziellen Führungen und das Rainermuseum. Friederike Zaisberger

Josef Schitter, Heimat Göriach. Mariapfarr 1983. 281 S., 68 Abb., davon 52 in Farbe.

Josef Schitter, Heimat St. Andrä. Mariapfarr 1983. 195 S., 59 Abb., davon 27 in Farbe.

Der Autor, der sich ganz auf seinen Heimatgau, den Lungau, spezialisiert hat, wählte für die Veröffentlichung der beiden neuesten Heimatbücher eine sehr ungewöhnliche Form. In

einem Einband, aber mit zwei getrennten Buchblöcken, die gestürzt zusammengebunden wurden, liegen die Chroniken von Göriach und St. Andrä vor.

Die Vorderseite des Buches enthält Göriach, die Hinterseite ist von außen nach innen zu St. Andrä gewidmet. Durch die bei diesem Autor schon übliche großzügige Bildausstattung erhält der Leser einerseits Einblick in die Eigenständigkeit der Lungauer Landschaft, andererseits aber auch in die Kunstschatze, die in diesem Gau noch bei den Bauern liebevoll gehütet werden. Breiten Raum nimmt deshalb auch die Geschichte der Bauernhöfe ein, die in mühevoller Arbeit aus den Unterlagen im Landesarchiv, beim Grundbuch und in den Matrikenbüchern zusammengetragen wurde. Das Kernstück der Darstellung bildet der Zechnerhof, dessen Besitzer in ihrem Familienarchiv die wichtigsten Urkunden noch selbst aufbewahren. Obwohl manche Korrektur bei den Formulierungen nötig gewesen wäre, entsteht doch ein anschauliches Bild vom Leben auf den Lungauer Bauernhöfen. Ein eigenes Kapitel ist auch der Gewerkenfamilie Heiss gewidmet, die von ihrem Gut am Pauschenberg aus wohl den Bergbau auf der Tratten (auf Gold oder Eisen?, später Arsenik) betrieben hat. In bunter Reihung wird anschließend über Hexenprozesse, den Kirchenbau und Wilderer im 17. Jahrhundert berichtet, im Tal bekannte Persönlichkeiten und Originale werden beschrieben sowie Erinnerungen aus der Schulchronik angefügt. Dabei erhalten Domdechant Josef Stoff († 1842) und der Landtagsabgeordnete Jakob Perner († 1925) eine verdiente Würdigung.

Die Geschichte von St. Andrä wird in erster Linie vom Bergbau bestimmt. Hammerwerk und Verwalterhaus bilden den Mittelpunkt des Ortes, in dem bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Eisen abgebaut wurde. Das Kloster Ossiach, das als Grundherrschaft für die Besiedlung Sorge getragen hatte, verkaufte den Grundbesitz 1644 an das Frauenkloster Nonnberg. Das prachtvolle Glasfenster des Abtes Andreas von Ossiach erinnert aber ebenso noch an die Präsenz dieses Kärntner Klosters im Lungau wie das Gemeindewappen von St. Andrä, das an das Ossiacher Wappen angeglichen wurde. Die verschiedenen Ortsteile wie Wölting, Lada, Lintsching und Passeggen werden einzeln beschrieben. Der Ruepenbauernsohn Balthasar Schitter aus Lintsching wurde u. a. auch Weihbischof von Salzburg († 1868). Die große Brandkatastrophe von 1918 und das Hochwasser von 1966 werden in Bildern festgehalten, ebenso wie der Bau der Muraltbahn (1893/94). Die Richtstätte im Paßeggenwald wurde aus den Gerichtsprotokollen des Landesarchivs anschaulich rekonstruiert, und alle urkundlich festgehaltenen Ereignisse wurden wiedergegeben. Geschichten und Erzählungen runden den Band ab, der überall, wo der Autor nicht seiner Phantasie freien Lauf läßt, eine wertvolle Schilderung der beiden Lungauer Gemeinden bringt und sicherlich die Hauptaufgabe, Liebe zur Heimat in der Bevölkerung zu wecken und wachzuhalten, voll erfüllt. Friederike Zaisberger

Johann Müller, Salzburg in alten Ansichtskarten. Mit einem Essay von *Werner Thuswaldner.* Verlag Alfred Winter, Salzburg 1983, 120 S., 212 Abb., davon 75 farbig.

Wieder ist ein Buch über Salzburg erschienen, ein Buch, den frühesten Ansichtskarten von Salzburg gewidmet. Eine ungeheure Vielfalt von gesamten Stadtansichten, aber auch Details wird mit insgesamt 209 abgedruckten Ansichtskarten angeboten, eine Vielfalt, die jeden historisch und an der Entwicklung und Veränderung der Stadt und des Stadtbildes Interessierten nur beeindrucken kann. Vielleicht liegt der besondere Reiz dieser Materie doch darin, daß so mancher noch dieses oder jenes Detail – inzwischen längst abgerissen oder zur Unkenntlichkeit verstümmelt – persönlich kannte oder sogar persönliche Erinnerungen oder Erlebnisse damit verbindet. Jedenfalls ein großes Verdienst, diesen Schatz gehoben und der Öffentlichkeit vorgestellt zu haben; glücklich der, der eine derartige Sammlung zusammentragen konnte.

Ganz so glücklich aber kann der Betrachter oder Benützer des Buches trotz guter Ausstattung und Aufmachung nicht werden. Mit Essay und Ausflug in die Geschichte der Post- und Ansichtskarte erhält man vorerst den Eindruck, ein gut bearbeitetes Gebiet präsentiert zu bekommen. Dieser Eindruck verschwindet leider zur Gänze, sobald die Texte zu den Bildern erreicht werden, hier hat es sich der Autor etwas zu leicht gemacht. Natürlich kann

nicht erwartet werden, daß jedes Detail erwähnt oder beschrieben wird, auch wird in der Einleitung festgehalten, daß die Kommentare zu den Abbildungen nur einen kurzen geschichtlichen Abriß darstellen, doch dienen die Texte z. T. eher der Verwirrung.

Unklare, auch historisch verzerrende Textierungen erschweren zum Teil das Verständnis, so z. B. Bild Nr. 15: Hat erst Erzbischof Wolf Dietrich im Jahr 1605 Mülln mit der Stadt „verbunden“? Oder Bild 49/50: „Stammt“ die Michaelskirche auf dem Residenzplatz aus den Jahren 1767–1776? Oder Bild 89: Entstanden erst Ende des 13. Jahrhunderts, als es „in der Altstadt zu eng wurde“, auch am rechten Ufer der Salzach ein paar Häuser? Daß Bildtexte vertauscht werden können, ist ein wohlbekanntes Übel, dürfte aber nicht passieren (Nr. 35–36). Der Autor scheint auch Probleme mit der Terminologie zu haben: Das Asyl wird als „städtebauliche Dominante der Riedenburg“ bezeichnet (Bild 180), das erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Mode gekommene Granitpflaster als „ursprüngliche Bepflasterung“ der Judengasse genannt (Bild 53), oder z. B. wird ein Brückenkopf der Staatsbrücke beschrieben (Bild 75), das Bild zeigt alles andere, nur keinen Brückenkopf.

So positiv sich das Buch beim Durchblättern darbietet, so sehr wird die Erwartung des Lesers auf mehr oder exaktere Information enttäuscht. Dagegen helfen auch die keltischen oder römischen Namen früherer Vororte (Itzling, Gnigl) nicht. Jeder solle laut Einleitung sein „eigenes Salzburg der Jahrhundertwende selbst entdecken“; dieses Unterfangen wird durch die Bildtexte eher erschwert.

Es bleibt ein etwas vager Eindruck haften, so wie es im Nachwort auch sehr vage heißt: „Niemals kann die mechanische Abbildung die Gestaltung ersetzen.“ Was ist damit wohl gemeint? Walter Schlegel

Franz Klingspigl (Hrsg.), *Salzburger Kaffeehäuser*. Alfred Winter Verlag, Salzburg 1984. 128 S.

Nachdem man sich 1983 der 300-Jahr-Feier des ersten Wiener Cafés angeschlossen und das Jubiläum mit einer Kaffeehauswoche und dem ersten Salzburger Kaffee-Symposium begangen hatte, erschien nun im Alfred Winter Verlag dieser erste Bildband über Salzburger Kaffeehäuser.

Er wird eingeleitet durch zwei kurze Beiträge: Der Herausgeber Franz Klingspigl erzählt einige interessante Details aus der Geschichte des Kaffees, und Leopold Kohr erinnert sich an seine Jugendzeit, an eine Zeit, als der Kellner noch „dienstbarer Geist“ und Ratgeber seines Gastes war und dieser den Respekt, der ihm entgegengebracht wurde, gern erwiderte (die Anrede „Herr Ober“ hatte etwas Hoheitliches an sich), als es ein Oberkellner wie Fritz Wiltner vom „Bazar“ noch zur Romanfigur in der deutschen, englischen und französischen Literatur bringen konnte. Kohr beschreibt die einstige *Universalproduktivität der Kaffeehausatmosphäre* und den angenehmen Rahmen (den es kaum mehr gibt), *Prüfungen vorzubereiten, wenn man ein Student war*. Sein Bedauern über die negativen Veränderungen, die nicht zuletzt auf das Konto des Massentourismus gehen, sind nur allzu verständlich.

Nicht ganz so gelungen wie diese Einleitung ist ein Teil der Fotos von Michael Krieger, von denen manche leichte technische Mängel aufweisen, einige auch Einfallslosigkeit vermitteln. Am eindrucksvollsten sind dessen Porträtaufnahmen, vor allem die Personenstudien beim Kartenspielen und Zeitunglesen. Alles in allem: ein erstes Salzburger Kaffeehausbuch, das nicht ganz an die Tradition der besten Wiener Bildbände anzuschließen vermag, das jedoch für Salzburg Neuland betritt. Gerhard Ammerer

Friederike Zaisberger und Erich Urbanek, Golling und seine Burg. Golling 1984.

An die Reihe der Ortsgeschichten, die in letzter Zeit erschienen sind, schließt sich als jüngstes Glied der Kette das Heimatbuch von Golling an.

Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: Erich Urbanek, Initiator des Heimatmuseums und der Ortsgeschichte, beschreibt die frühgeschichtliche Zeit sowie das Inventar des Museums, Friederike Zaisberger referiert die Geschichte der Burg und Marktes Golling. Durch eine knappe Darstellung der einzelnen Epochen der Vorgeschichte gelingt es dem Autor, die Übersicht über die prähistorischen Fundplätze auf dem Gemeindegebiet von Golling

über einen Fundstättenkatalog hinauszuführen. Der Bogen spannt sich dabei von der Älteren Steinzeit bis zur Vita Severini der Spätantike. Bei den Fundobjekten befindet sich Golling in der beneidenswerten Lage, ein Stück von europäischer Geltung, den Bronzehelm vom Paß Lueg, vorweisen zu können. Unter den Fundstätten widmet der Autor dem Nikolausberg bei Torren zu Recht größeren Raum. Dabei handelt es sich um die einzige Grabung, die auf dem Gemeindegebiet von Golling derzeit – mit Unterbrechungen – durchgeführt wird. Auch darf die Ergrabung einer Schmiede der La-Tène-Zeit zu Recht größere als nur lokale Bedeutung beanspruchen.

Der Beitrag über Burg und Markt erscheint knapp und komprimiert. Dankenswert ist die differenzierte Beschreibung der Aufgaben des Pflerichters, des Urbarpropstes und der anderen erzbischöflichen Beamten in Judikatur und Verwaltung. Differenziert werden auch das öffentliche Leben des Markortes und seine Selbstverwaltung dargestellt. Daran schließt sich eine Vielzahl von Detailangaben zu historischen Ereignissen in Golling. Damit wird der Zielsetzung einer Ortsgeschichte in jedem Fall mehr entsprochen als mit einer allgemeinen historischen Abhandlung, angereichert mit ortskundlichen Hinweisen. Zahlreiche Angaben zur Ortsgeschichte enthält schließlich auch die Beschreibung der Schausammlungen des Museums, die in Form eines Führers durch die einzelnen Räume angelegt ist.

Leider schließt sich auch die Ortsgeschichte Golling dem Trend an, bei Arbeiten dieses Zuschnittes auf Anmerkungen zu verzichten. Kleingesetzt stören sie keineswegs die Allgemeinverständlichkeit der Beiträge, helfen jedoch jenem Leser, der gezielte Auskunft sucht. Quellen- und Literaturhinweise können einen Anmerkungsapparat nicht ersetzen. Wie bei einem Buch, als dessen Autoren der Archivdirektor und ein Mitarbeiter des Salzburger Museums zeichnen, nicht anders zu erwarten, zeigen die vielen Abbildungen schlechthin das Optimum, was es zu Golling zu illustrieren gibt. Wenn Bürgermeister Josef Sindelka im Vorwort seiner Hoffnung Ausdruck gibt, daß jeder Gollinger dieses Buch besitzen sollte, so sollte damit der Kreis der Interessenten keinesfalls begrenzt sein. Fritz Koller

1809–1984: *Einbundertfünfundsiebzig-Jahr-Feier Paß Strub*, hrsg. von Eduard Widmoser und Friederike Zaisberger. Lofer-Waidring (1984).

Die vorliegende Festschrift ist den Abwehrkämpfen an der Tiroler-Salzburger-Grenze im Jahr 1809 gewidmet, die in ihrer Bewertung vor allem in Tirol gegenüber den Ereignissen am Berg Isel etwas in den Hintergrund treten. Im einleitenden Beitrag stellt Georg Mutschlechner die geologischen Voraussetzungen dar, die zur Ausformung der Enge zwischen Lofer und Waidring führten. – Friederike Zaisberger beschäftigt sich mit der *Baugeschichte des Paß Strub*. Im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen die Geschichte der Grenze und der beiden anrainenden Länder sowie die bauliche Beschaffenheit vor allem der salzburgischen Festung in der Strub. – Helmut Adler beschreibt *Mautner und das Mautwesen an den Loferer Pässen Strub, Luftenstein und Hirschbichl*. Von den Mautordnungen ausgehend, zeigt die vielfältige Schilderung der tatsächlichen Vorgänge die breite Kluft, die Vorschrift und Realität trennte. Inmitten dieses Spannungsfeldes standen landesfürstliche Beamte der untersten Ebene, zu deren Personalien der Autor mehrere Angaben veröffentlicht. – Die *Beschreibung der Kämpfe im Paß Strub 1809* enthält der Beitrag des Direktors des Tiroler Landesarchivs i. R. Eduard Widmoser, der sich dabei auf ein Manuskript von Matthias Mayer (†) stützt. Mayer verarbeitete für seine Darstellung die Aufzeichnungen des Waidringer Bauern Leonhard Millinger und den tagebuchartigen Bericht des Pflerers von Lofer, Anton Wernspacher. Damit beinhaltet dieser Beitrag eine Fülle authentischer Angaben über Topographie, Zeitablauf, Mannschaftsstarke etc. – Die *Beschreibung der Schäden an Gut und Leben* von Johann Steiner, die gleichfalls eine Vielzahl instruktiver Zahlen und Daten aufweist, leitet über zum Anhang. Er umfaßt faksimilierte Aufrufe, zahlreiche Abbildungen von Gemälden und Denkstätten sowie ein Verzeichnis der Gefallenen, in dem auch der Opfer unter der Zivilbevölkerung gedacht wird.

Mit dieser Festschrift und der Ausstellung im vergangenen Sommer haben die beiden Gemeinden Lofer und Waidring würdig der Ereignisse vor 175 Jahren gedacht. Über

persönliches Einschreiten des bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß haben Archive und Museen des Gegners von 1809 zum Gelingen beigetragen. Diese Geste findet ihre Entsprechung in der positiven Tendenz des Buches, das ohne Polemik gegen den Feind von gestern das erbitterte Ringen im Paß Strub darstellt. Fritz Koller

Heinrich Harrer, Gaisbergbahn. Die Salzburger Zahnradbahn 1887 bis 1928. Verlag Josef Otto Slezak, Wien 1984, 96 S., mit 97 Fotos und 30 Zeichnungen.

Der Textteil setzt sich aus den Kapiteln „Die Erschließung des Gaisbergs und der Bau der Gaisbergbahn“, „Die Bahnanlage“, „Das erste Betriebsjahr (1887)“, „Die Fahrbetriebsmittel“, „Der Betrieb bis zum Ersten Weltkrieg“ und „Der Betrieb von 1921 bis 1928“ zusammen.

Mit dieser ersten umfassenden und gut dokumentierten Monographie der ehemaligen Gaisbergbahn hat Harrer zwar ein längst abgeschlossenes Kapitel der Verkehrserschließung geschrieben, das aber doch in gewissen Details der Trassierung der Gaisbergstraße, im beliebten Fußweg von Parsch zur Zistel, der auf der alten Bahntrasse verläuft, in noch vorhandenen Betriebsgebäuden und in der im Wiener Eisenbahnmuseum aufgestellten Lokomotive 1 fortlebt.

Der Autor hat dieses Buch seinem Großvater Josef Wolf gewidmet, der schon im dritten Betriebsjahr bei der Gaisbergbahn eingetreten und dann bis zu ihrem Ende als Betriebsleiter tätig war. Jemand anderer hätte bei der Suche nach Quellen nicht so fündig werden können! Bei den vielen noch lebenden Salzburgern, die zu den insgesamt fast 1,3 Millionen Fahrgästen dieser Bahn zählten, werden, wenn sie sich lesend und schauend in dieses Buch vertiefen, Kinder- und Jugenderinnerungen lebendig, Eisenbahnliebhaber jeden Alters – das Buch ist der Band 35 der Schriftenreihe „Internationales Archiv für Lokomotivgeschichte“ – werden sich für diese Neuerscheinung interessieren, und jeder, der zum Werden Salzburgs ein Nahverhältnis hat, wird namentlich unter den 97 Fotos äußerst interessante Dokumente über Parsch, Aigen und den Gaisberg finden. Leider sind nicht alle Bilder datiert, eine Durchnummerierung wäre für diejenigen, die diese Bilder als Quelle benützen werden, wünschenswert gewesen.

Trotz Schwierigkeiten auf dem Weg zur Realisierung entwickelte sich der Bahnbetrieb in den ersten Jahren sehr vielversprechend, so daß schon nach Ablauf der ersten Saison im Herbst 1887 zur Zeichnung von Aktien aufgerufen wurde, um größere Ausbaumaßnahmen durchführen zu können. Es wurde auf den glänzenden Betriebsüberschuß hingewiesen und geschrieben: „Die Gaisbergbahn-Gesellschaft genießt laut Allerhöchster Konzessions-Urkunde während der ersten 30 Jahre, also bis zum Jahr 1916 Steuer- und Stempelfreiheit und während der ganzen Konzessionsdauer bis 1976 die alleinige Berechtigung einer Eisenbahn-Verbindung von Salzburg-Parsch nach dem Gipfel des Gaisbergs, so daß auf die Dauer von 90 Jahren jedes Konkurrenz-Unternehmen ausgeschlossen ist.“ Daß es anders kam, ist uns bekannt. Man wollte übrigens den Gaisberg auch zu einem Höhenkurort ausbauen und faßte schon 1894 eine Elektrifizierung der Bahn ins Auge. Wenn letztere Hinweise im Buch von Harrer fehlen, so liegt es wahrscheinlich an der gebotenen Kürze in Anbetracht des ausführlichen eisenbahntechnischen Teils. Das hereinbrechende Automobilzeitalter zog viele der damals führenden Köpfe in den Bann, allen voran den Landeshauptmann Dr. Rehr. In die Straßenbaupläne wurde vom Anfang an die Abhaltung zugkräftiger Bergrennen miteinbezogen. Die Bahn mit ihrem ausschließlichen Sommerbetrieb und der bei Spitzenbedarf doch zu geringen Stundenleistung sah sich ab der Jahreswende 1927/28 zunächst mit einem kombinierten Straßenprojekt mit „Mittelgebirgsstraße“ und „Gipfelstraße“ konfrontiert. Die Hoffnungen einiger, daß neben der Straße der Bahnbetrieb noch weiterleben könnte, erfüllten sich nicht. Verständlich, allein wenn man bedenkt, daß sich der Kohlenverbrauch je Fahrt auf 320 bis 500 kg belief. Aber auch die Hoffnung, die von Betreibern des Straßenprojekts gehegt wurde, daß durch die „Mittelgebirgsstraße“ eine Erschließung für Siedlungsbauten erfolgen werde, hat sich zur Freude der vielen Liebhaber unseres Hausberges nicht erfüllt. Durch die Frequenzen der neuen Mautstraße sahen sich die Straßenbefürworter bestätigt. Die von Harrer für jedes einzelne Betriebsjahr

der Bahn angeführten Beförderungszahlen bedürfen dahingehend der Erläuterung, daß bei der Bahn Berg- und Talfahrt getrennt gezählt wurden, bei der Straße aber nur einfach.

Wenngleich nicht ausführlich, wird doch der Versuch unternommen, die Bahnära in die Erschließung des Gaisbergs insgesamt hineinzustellen; eine Zeittafel faßt diese Daten oben-drein übersichtlich zusammen. Schließlich fehlt auch ein Literaturverzeichnis nicht. Hierzu sei ergänzt, daß der von Harrer genannte Aufsatz von Franz Martin „Der Gaisberg im Wandel der Jahrhunderte“ (1929) 1942 im Beiheft zu den MGSL abgedruckt ist.

Der Wiener Verlag Slezak, der durch seine Eisenbahnbücher internationales Ansehen genießt, und der Verfasser sind zu dieser soliden, mit viel Liebe und Sachkenntnis erstellten Publikation zu beglückwünschen.

Guido Müller

Karl-Steinöcher-Fonds zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung im Lande Salzburg.

Die Geschichte Salzburgs „aus der Sicht der arbeitenden Menschen“ darzustellen ist nach Karl Steinöcher die Aufgabe eines Fonds, der seinen Namen trägt. Es sind die bisher wenig beachteten Seiten der Landesgeschichte, die über Anregung und mit Unterstützung des Fonds aufgearbeitet werden sollen: zuerst die politischen und gewerkschaftlichen Einrichtungen der Arbeiterschaft, ihre kulturellen Aktivitäten und Vereine, ihre wirtschaftlichen Interessensverbände, kurz, die in einem hundertjährigen Emanzipationskampf geschaffenen Organisationen der Arbeiterbewegung. So enthält der erste Tätigkeitsbericht des Fonds 1981 einen von Ernst Hanisch verfaßten Überblick über die Salzburger sozialdemokratische Bewegung zur Zwischenkriegszeit, ihre numerische Stärke, Ideologie und Politik, eingebettet in die politische Geschichte des Landes. Man erfährt, daß die sozialdemokratische Parteilite schon damals den demokratischen Ausgleich mit den bürgerlichen Parteien suchte und fand, um der Arbeiterschaft den ihr gebührenden Platz in der Gesellschaft zu erobern. Hanisch hat an anderer Stelle – in der 1978 publizierten Festschrift „Bewegung und Klasse“ des Linzer Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung – die Gründe für den Konsens der Salzburger Parteiliten aufgelistet. Demnach förderten vor allem die relative Rückständigkeit und die Armut des Landes das einvernehmliche Zusammenwirken der Landtagsparteien in einer Art Vorwegnahme der Sozialpartnerschaft der Zweiten Republik. Freilich kam es etwa in Kärnten unter ähnlichen gesellschaftlichen Voraussetzungen zumindest zeitweise zu einer äußersten Verschärfung des politischen Kampfes, so daß die an Salzburg gewonnene Einsicht, daß ein niedriger wirtschaftlicher Entwicklungsstand einen „geringen Grad der Ideologisierung“ und sozialpartnerschaftliche Politik bedinge, gewiß nicht verallgemeinert werden kann. Immerhin können die regionalgeschichtlichen Untersuchungen von Hanisch berechtigt den Anspruch erheben, „gesamtstaatliche Analysenergebnisse“ zu korrigieren, die ausschließlich anhand der Bundespolitik gewonnen wurden und die für die Periode 1918–1934 von einem konfliktorientierten österreichischen Demokratiemodell sprechen. Erst die austrofaschistische Machtergreifung hat die Salzburger „Konsensdemokratie“ zerstört. Weitere vergleichbare Studien zur Geschichte der Salzburger Sozialdemokratie sind geplant. So wird der Fonds 1984 oder 1985 einen Sammelband zur Geschichte der Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert herausbringen. Es ist zu erwarten, daß künftig zusätzlich zu den politischen Eliten auch die Organisationen selbst auf allen Ebenen untersucht werden. Eine Geschichte des Stadtteiles Itzling zum 100. Geburtstag der Gründung seiner sozialdemokratischen Organisation ist in Vorbereitung.

Freilich ist die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht ausschließlich Partei- und Organisationsgeschichte. Auf das Dilemma, die Politik der Eliten darzustellen, ohne die politische Haltung der „Massen“ zu kennen, hat Hanisch eindringlich hingewiesen. Darüber hinaus gehört es zu den vornehmsten Aufgaben einer emanzipatorischen Geschichtsschreibung, die Lebensverhältnisse der arbeitenden Menschen in einem umfassenden Sinne zu erforschen, durchaus in Beziehung zur politischen Geschichte, aber doch auch als Gegenstand mit eigenem Erkenntniswert. Amtliche und Parteiarchive informieren nur gelegentlich über diese Seite der Geschichte, wie nämlich die Menschen unter sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen durch Arbeit die materielle Grundlage ihres Lebens

sicherstellten, wie sich ihr Alltag gestaltete oder sie ihn gestalteten. Die Geschichte der Arbeiterschaft – und nicht nur der Arbeiterbewegung – aufzuarbeiten heißt schließlich auch, sie als Betroffene selbst zu Wort kommen zu lassen, den „Quellenwert“ ihres Wissens zu erkennen. Für den Fonds betreut daher Ingrid Bauer ein großangelegtes Projekt „Erin- nerte Geschichte“, indem sie „Augenzeugen der Geschichte der Salzburger Arbeiterbewe- gung“ eben nach ihren „Lebens- und Arbeitsverhältnissen, ihren spezifischen Interessen und Bedürfnissen“, ihrem politischen Bewußtsein befragt. Als besonders eindrucksvolles Beispiel haben die Mitteilungen des Fonds (Heft 2) die Erinnerungen der früheren Salzbur- ger Gemeinderätin Therese Kaltenegger an die Hungerdemonstration vom 19. September 1918 in der Stadt Salzburg dokumentiert. Zur Ergänzung bringt Rudolf G. Ardel einen denselben Zeitraum betreffenden Ausschnitt aus der Chronik des Gendarmeriepostens von Mühlbach am Hochkönig, der die unerträgliche Notlage der Arbeiterschaft sowie die da- durch bedingte Streikbereitschaft und diverse Diebstähle an bäuerlichem Eigentum aus der Sicht eines Ordnungshüters belegt, der freilich seine Sympathien für die hungernden Arbei- ter nicht immer unterdrückt. Am Salzburger Institut für Geschichte ist übrigens unter der Leitung von Ardel und Hanisch ein Projekt „Mühlbach am Hochkönig – Zeitgeschichte einer Salzburger Bergbaugemeinde“ in Arbeit.

Wie Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg gelebt haben, darüber gibt eine Studie von Robert Hoffmann über die Errichtung der ersten Arbeiterwohnhäuser in der Stadt Salzburg Auskunft. Die Wohnsituation der Unterschichten war damals jedenfalls mehr als triste, in der „Saisonstadt Salzburg“ mit ihrem „chronischen Fehlbestand an erschwinglichen Woh- nungen“ für „niedrige Volksklassen“, bei gleichzeitiger ständiger Bevölkerungsvermeh- rung durch Zuzug aus dem ländlichen Raum. Die Stadtverwaltung blieb bis zur Jahrhun- dertwende untätig, erst 1907 errichtete sie aus öffentlichen Mitteln zwei Arbeiterhäuser mit insgesamt 18 Wohnungen zu je 33 bzw. 44 qm. Die zu einem vergleichsweise niedrigen Zins vergebenen Wohnungen wurden freilich nicht an Arbeiter, sondern an Beamte und Polizisten vermietet, also an Angehörige der unteren Mittelschicht. Bis zum Weltkrieg unterblieb dann jede weitere städtische Bautätigkeit. Dafür errichtete die Arbeiter-Unfallversiche- rungsanstalt im Jahr 1908 aus den Mitteln des Rentendeckungskapitals-Fonds zwei Doppel- häuser, die an Arbeiter vergeben wurden, aber heillos überbelegt waren, um die Aufbrin- gung des Mietzinses zu erleichtern. Neun Personen, so war die Vorschrift, konnten in einer Dreizimmerwohnung mit 40 qm hausen.

Soweit einige der in den Mitteilungen des Steinocher-Fonds vorgestellten Studien und Projekte. Zu ergänzen ist ein weiterer Tätigkeitsbereich des Fonds, nämlich die Sammlung von zeitgeschichtlichem Material, von Dokumenten, Broschüren, Büchern und Fotos, um deren Überlassung, sei es als Originale, sei es zum Zwecke der Reproduktion, der Fonds ersucht. Mit Unterstützung des Fonds wurde außerdem 1983 eine Salzburger Außenstelle des „Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung“ (Linz) errichtet. Die Leitung der Salzburger Außenstelle obliegt Rudolf G. Ardel, der auch die Herausgabe der Mitteilungen des Steinocher-Fonds betreut.

Hanns Haas

Karl Haiding, Bergbausagen Österreichs. Leobener Grüne Hefte, Neue Folge 5, Wien 1984.

Das jüngste Heft der bekannten Bergbau-Zeitschriftenreihe bietet eine Analyse des öster- reichischen Sagenschatzes, soweit er sich auf das Montanwesen bezieht. Nach bewährtem Muster wird der Inhalt vieler Sagen auf den Kern zurückgeführt, so daß sich Gruppen von Archetypen bilden lassen. So können sowohl zum Thema Fundauffindung (durch Hinweise von nicht-irdischen Wesen, von Tieren etc.) als auch zum Problemfeld Bergwerksunter- gang (durch Hochmut des Bergherrn, durch Zuchtlosigkeit der Knappen etc.) aus Sagen aller Alpenländer durchgängige Typologien mit zum Teil erstaunlichen Parallelen und daraus folgender Abhängigkeit untereinander gebildet werden. Die Arbeit des bekannten Forschers zeigt weiters den beträchtlichen Anteil Österreichs an den einschlägigen deut- schen Sagen und zweitens die Verflechtung dieser Geschichten mit andersartigem, über Europa hinausreichendem internationalem Erzählgut. Die angeführten Beispiele erweisen den Gutteil der Bergwerkssagen als Sonderausprägung weitverbreiteten Sagenstoffes, die

auf die Lebenswelt der Bergleute und auf vertraute Örtlichkeiten übertragen worden sind. Gewissermaßen als Nachweis für diese Überlegungen ist im Anhang in knapper Form der Inhalt von 30 Bergbausagen zusammengefaßt.

Fritz Koller

Alois Leeb, Bibliographie zur Weihnachtskrippe, 2. Teil, Hrsg. und Verleger: Verband der Krippenfreunde Österreichs. Salzburg 1984.

Nachdem vom Verfasser bereits 1982 der erste Teil der Bibliographie zur Weihnachtskrippe erschienen ist, liegt nunmehr mit dem zweiten Bändchen, das vor allem die Spiele rund um das Weihnachtsfest (Advent-, Krippen-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele) erfaßt, eine weitere rasche Informationshilfe für Volkskundler und ein Nachschlagewerk für interessierte Laien vor. Ergänzt wird dieser Band durch eine Auflistung von Krippen-Fachzeitschriften aus sieben Ländern und eine Aufzählung von Weihnachts- und Krippenmes- sen sowie einem Literaturverzeichnis zum ersten Band.

Gerhard Ammerer

Roswitha Preiß: Johann Georg Itzfeldner 1704|05–1790. Ein Bildhauer des Salzburger Rokoko in Bayern. Anton H. Konrad Verlag, Weihenhorn (Bayern) 1983. 203 Seiten Text, 156 Tafelabbildungen, 2 Farbtafeln.

Obleich eine einheitliche Eigenart „salzburgischer“ Barockplastik kaum definiert werden kann, zieht sich dennoch ein deutlicher „roter Faden“ von Beziehungen und Abhängigkeiten innerhalb der Künstlerschaft unter Einschluß benachbarter Gebiete von einer Generation zur anderen. Um dies etwas zu verdeutlichen, sei zunächst eine Skizzierung des Vorfeldes und Umfeldes des von Roswitha Preiß erforschten Künstlers vorangestellt.

Salzburg ohne seinen Barock wäre für uns nicht Salzburg. „Nur schwer kann man sich vorstellen, daß zu Zeiten des Mittelalters das Stadtbild . . . einmal anders ausgesehen hat“ (Harald Keller). Erzbischof Wolf Dietrich verdrängte es und machte um 1600 durch radikalen Abriß alter Bausubstanz den Weg für durchgreifende Neugestaltungen in den folgenden beiden Jahrhunderten frei. Früh- und hochbarocke Kirchen beherrschen bis heute – von der Festung einmal abgesehen – die Erscheinung der Altstadt, angefangen mit dem Domneubau des Lombarden Santino Solari über die beiden Gotteshäuser des Gasparo Zucalli aus Graubünden bis zu den vier Frühwerken im Kirchenbau des genialen Steiermärkers Johann Bernhard Fischer von Erlach. Weitere barocke Türme und Kuppeln, die bedeutenden Brunnenanlagen und andere Einzelheiten ergänzen diesen Eindruck.

Es darf nicht vergessen werden, daß an der Vollendung und Verlebendigung aller dieser architektonischen Leistungen die Werke der plastischen Künste einen hervorragenden Anteil haben. Als aufstrebendes, vom Kriege verschontes Kulturzentrum wurde die Hauptstadt des Erzbistums zum Anziehungspunkt für derartige Künstler außerhalb der Landesgrenzen. So wurde hier frühzeitig Hans Waldburger aus Innsbruck in spätmanieristischer Arbeitsweise schon in den ersten beiden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ein vielbeschäftigter Bildhauer, während Hans Konrad Asper aus Zürich, in Konstanz nur „beurlaubt“, etwa gleichzeitig in eher klassischer Manier andere Voraussetzungen schuf. Hans Pernegger d. J. kam dann, zunächst als Geselle Waldburgers, aus der benachbarten Fürstpropstei Berchtsgaden, und Bartholomäus van Opstal stammte zweifellos aus den Niederlanden.

Der entscheidende Durchbruch zum Barock aber ereignete sich mit dem 1656–1661 errichteten Hofbrunnen auf dem Residenzplatz, von dem schon Georg Andreas Boeckler („*Architectura Curiosa Nova*“, Nürnberg 1664) schrieb, „daß man in ganzem Europa weit und breit . . . mit Verwunderung darvon redet und rühmet“. Sein Schöpfer verbirgt sich bis heute hinter dem geheimnisvollen Namen des Steinmetzmeisters, Ingenieurs und Architekten Giovanni Antonio Dario, der 1702 in St. Florian starb. War es jener „Italiener, welcher nach verfertigung (des Hofbrunnens) sih mit Wechselbrieff nacher hauß begeben wohlen, ist er aber eine dag raiß von dar erbermlich durch eines seiner verdrautisten Freindt ermort worden, welcher die Wechselbrieff genohmen . . .“? (E. Tietze-Conrad, „*Des Bildhauergesellen F. F. Ertinger Reisebeschreibung durch Österreich und Deutschland*“, Wien – Leipzig 1907). War es Thomaso Garono, auf den Franz Martin hingewiesen hat (MGSL, Bd.

80)? Die Frage bleibt im Dunkel – aber ein Italiener war er gewiß. Welche Rolle auch der junge, geniale Balthasar Permoser – er wurde 1651 im benachbarten Chiemgau auf einem der Grundherrschaft des Stiftes Nonnberg unterstehenden Gut geboren – unter dem nachdrücklichen Eindruck des Residenzbrunnens im Rahmen der Salzburger Kunst gespielt hat, hat Walter Boeckelmann („Balthasar Permoser, Studien zu seiner Frühzeit von 1651 bis 1700“, Traunstein 1951) herausgestellt – in seinen Zuschreibungen freilich relativiert durch Peter Nitsches Replik (Studien zur monumentalen Steinplastik in Salzburg von etwa 1650 bis etwa 1710“, Inaugural-Dissertation . . . der Freien Universität Berlin, 1963). – Der repräsentativ am nachdrücklichsten hervortretende Bildhauer, der seit etwa 1690 für über zwei Jahrzehnte in Salzburg und von Salzburg aus den Hochbarock verkörperte – jeder Salzburger kennt seine Statuen der Apostelfürsten Petrus und Paulus vor der Fassade des Salzburger Doms und die Rossebändigergruppe der Hofstallschwemme –, war dann Michael Bernhard Mandl, dessen Tätigkeit in enger Zusammenarbeit mit Johann Bernhard Fischers von Erlach Entwürfen und Bauten gesehen werden muß. Er kam aus Böhmen, wahrscheinlich aus Prag. Dies waren Bildhauer auswärtiger Herkunft, die fürstlichen Ansprüchen der Metropole genügen sollten und die (mit Ausnahme des vorwiegend Holz als Arbeitsmaterial benutzenden Waldburger) fast ausschließlich in Marmor oder anderem Gestein arbeiteten.

Allmählich verlagerte sich jedoch das Schwergewicht Salzburger Bildhauerei auf inzwischen ausgebildete einheimische Kräfte. Auch hierbei gab es noch Aufgaben, die in notwendig festem Stein-Material zu lösen waren; aber bei dem immer stärker anschwellenden Angebot von Aufträgen, insbesondere für Altarbauten in kirchlichen Innenräumen, war es jetzt wieder die – seit der Gotik schon traditionelle – Bildschnitzerei, die dieses Feld beherrschte. Nicht nur in der Stadt, auch im ganzen Land wetteiferte man jetzt in der Ausstattung kirchlicher Weihe- und Andachtsstätten. Auf diese Weise konnten einheimische Künstler für alle diese Aufgaben – manchmal eifersüchtig sich wehrend gegen die Einmischung auswärtiger Konkurrenten – auch in den regionalen, ländlichen Gebieten ihren Schaffenskreis und ihr Auskommen finden. Stiftskirchen, Wallfahrtskirchen, Pfarrkirchen, Filialkirchen und Kapellen füllten sich barock mit Darstellungen vom Leben und Leiden Christi, der Muttergottes, der Heiligen und Engel, die mehr denn je körperlich faßbar und erfahrbar erschienen. Schon dieser Vorgang ist jenseits aller Einzelheiten denkwürdig.

Jakob Gerold, spätestens seit 1643 in der Stadt ansässig, ist der erste Bildschnitzer, der (laut A. Mann und H. Decker) in Köstendorf und damit im Lande selbst geboren ist. An das Vorbild Hans Waldburgers anknüpfend, später den mächtigen Impuls des Residenzbrunnens selbständig verarbeitend, schuf er die Grundlagen für eine kraftvolle figurale Altarbaukunst, die schon in volkstümliche Bereiche ausgreifen konnte. Die Welle barocken bildnerischen Schaffens und damit der sinnlichen Verlebendigung des Heilsgeschehens rollte verstärkt weiter über das Land. Wolf Weissenkirchner d. J., aus alteingesessenem Geschlecht, gehörte dazu. (Die Gelegenheit sei zu dem Hinweis benutzt, daß eines der Hauptwerke des Künstlers, eine lebensgroße Madonnenstatue, nach ihrer Überführung in die Pfarrkirche in Seeham Anfang der dreißiger Jahre durch neue Übermalung zu maskenhafter Anonymität verfremdet und dadurch ihrer majestätischen Würde beraubt wurde – leider kein Einzelfall im kirchlichen Umfeld.) Dazu gehörte vor allem die qualitativ „schwankende Gestalt“ (H. Decker) des Simeon Fries mit seinen Gesellen. Fries und seine Werkstatt – unverkennbar unter dem beherrschenden Einfluß der kraftvollen Arbeiten von Thomas Schwanthaler in Ried und später derjenigen des ebenso technisch brillanten wie künstlerisch tief empfindenden Meinrad Guggenbichler in Mondsee stehend – war seit 1675 fünfzig Jahre lang viel beschäftigt. Den Höhepunkt, die skulpturale Ausstattung des Hochaltars der Salzburger Franziskanerkirche (leider durch spätere Veränderungen stark beeinträchtigt), verdankte der Meister weitgehend dem großartigen Entwurf Fischers von Erlach. Guggenbichlers Figurenstil blieb jetzt als Vorbild in der Provinz maßgebend. Johann Georg Mohr erfaßte dabei von Hallein aus weite Gebiete im Tennengau, Pongau und Lungau und verwirklichte so eine in lebensvolle Volkskunst einmündende Gestaltung. Nicht weniger blieb Paul Mödlhammer, von seinem Geburtsort Neumarkt aus bedeutende Altäre des Landes schmückend, dem großen Mondseer Meister verpflichtet.

Dessen geistige Spannkraft verwandelte sich bei ihm freilich zunehmend zu ermüdeten Formelhaftigkeit. Etwas vom Ermatten drängender Kraft trotz bester Beherrschung der handwerklichen Mittel war auch Mödlhammers Generationsgenosse Joseph Anton Pfaffinger (geboren 1684 in Laufen) zu eigen, der vor 1718 bis zu seinem Tode 1758 Bürger in Salzburg war. Viel beschäftigt in der Stadt, aber auch auswärts, arbeitete er gleichermaßen technisch versiert in Stein wie in Holz. Begegnet man am Wege oder am Wasser einer Statue des „Brückenheiligen“ Johann von Nepomuk, so darf man fast gewiß sein, daß sie von Pfaffinger stammt. Ohne besondere Erfindungsgabe, kopierte er gelegentlich nicht nur Schöpfungen seines Schwiegervaters Mandl und Guggenbichlers, sondern auch die eigenen.

Mit dem Spätbarock der zu Anfang des 18. Jahrhunderts geborenen Künstler neigt sich diese Kunst- und Lebensauffassung – in der Form eines mehr oder weniger ausgeprägten Rokoko – ihrem Ende zu. Fast unmerklich vollzieht sich hierbei in den vierziger Jahren der Übergang von den Schnitzereien Mödlhammers zu entsprechenden sakralen Arbeiten seines Neumarkter Werkstatt-Nachfolgers Sebastian Eberl, den wir mit Pillwein einen „nicht unrühmlichen Bildhauer“ nennen dürfen. Von ferne wirkte bei ihm nach wie vor der Barockstil Guggenbichlers, schon beruhigt durch den Wiener Klassizismus. Salzburger Rokoko, weiter dem Vorbild der barocken Vergangenheit verpflichtet, jedoch in lebenswürdige Bürgerlichkeit einmündend, verkörpert das Werk des Johann Georg Hitzl, der von etwa 1706 bis 1781 in Salzburg lebte. Hervorgetreten ist er vor allem durch die Ausschmückung mehrerer prächtiger Kanzeln, bei denen Figuren und Ornamente miteinander eine glitzernde und heitere Verbindung eingehen. Die beachtlichen Schnitzwerke von Johann Pult im Lungau und von Petrus Schmidt im Pinzgau – beide Bildhauer waren sicher aus Tirol eingewandert – können in diesem Zusammenhang außer Betracht bleiben. Der letzte schließlich, der mit seinem Schaffen weit in eine Zeit neuer Zielsetzungen hineinragte, aber bis zu seinem Tode im Jahre 1790 das barocke Erbe ebenfalls nie verleugnete, war – Itzlfeldner.



Als bisher einzigem Salzburger Barock-Bildhauer wurde nun – mit Ausnahme der ungedruckten Dissertation von Reinhold Glaser über Joseph Anton Pfaffinger, Graz 1931 – Johann Georg Itzlfeldner in Tittmoning eine opulente Monographie gewidmet. Roswitha Preiß hat sich dieser Aufgabe mit umfassender Erforschung vor Ort, in der Literatur und in Archiven und mit außerordentlicher Akribie unterzogen. 33 Kapitel umfaßt das Inhaltsverzeichnis – von Einleitung, Forschungslage, Quellen, Leben und Werk bis zu Anhang und Register (dieses – von Anneliese Seiz bearbeitet – hätte man lieber „entzerrt“ und nach Künstlern bzw. anderen Personen, Orten und Darstellungsinhalten unterteilt benutzt). In der „Biographie“ wird auf Vorbilder, Auftraggeber, den Wirkungsbereich u. a. eingegangen. Die „Erhaltenen Werke“ sind gruppenweise unter Stichworten wie „Altäre“, „Tabernakel“, „Kanzeln“, „Figurengruppen“, „Grabdenkmäler“ u. a. zusammengestellt und gründlich erläutert. Die Seiten über „Stil und Merkmale der Figuren“ gehen auf künstlerische Eigenarten Itzlfeldners ein. Danach unterscheidet der minutiös erarbeitete „Werkkatalog“ zwischen „Urkundlich gesicherten Werken“, „Zugeschriebenen Werken“, „Verschollenen und vernichteten Werken“ und „Fälschlich zugeschriebenen Werken“. Ein Anhang schließlich enthält in ihrer barock verschnörkelten Sprache wortgetreu wiedergegebene Schriftquellen zu Leben und Werk des Künstlers. Dieser Text umschließt eine gewichtige und sehr anschauliche Wiedergabe von 156 Abbildungen sowie zwei Farbtafeln, die überwiegend nach Fotos des Verlegers Anton H. Konrad für dieses Buch hergestellt wurden. Typographie und Druck sind einwandfrei. Druckfehler wie auf S. 79 oben: „Itzlfeldners Engelkinder haben . . . kein Lamm im Schloß“ – statt „Schoß“ – erregen keinen Ärger, sondern eher ein Schmunzeln.

So präsentieren sich Tätigkeit und Entwicklung eines Bildhauers, der uns urkundlich erst durch seine am 10. November 1727 in Salzburg stattgefundenen Heirat bekannt wird, sich 1728 das Bürgerrecht in Tittmoning erkaufte und ebendort „in den bemitleidenswertesten

Umständen“ im fünfundachtzigsten Lebensjahre starb. Sein Geburtsort – auf Grund unehe-licher Geburt wahrscheinlich absichtlich verschwiegen – und damit seine ursprüngliche „Nationalität“ vor seiner Ansiedlung hart an den Grenzen zwischen Salzburg, Bayern und Oberösterreich konnte leider nicht ermittelt werden. „Ein Bildhauer des Salzburger Roko-ko in Bayern“ – oder eher „Ein Bildhauer des bayrischen Rokoko in Salzburg“? Jedenfalls sind die Quellen seines Kunsthandwerks außer in Salzburg in den Zentren Landshut und München zu suchen – aber seine Arbeit fand er in der uralten, vor 1816 noch unangefochtenen Salzburger Provinz. Er fand sie im Umkreis von Tittmoning, dem heutigen Rupertwinkel, aber auch rechts der Salzach im Flachgau, im Innviertel und westlich im Bayerischen. Zugunsten einiger weniger Aufträge im Süden für den Pongau (Wagrain und Pfarrwerfen) und den Lungau (Zederhaus) hat offenbar der Sohn Franz Caspar Itzfeldner, der Missionar in Radstadt und später Vikar in Zederhaus war, kräftig „nachgeholfen“, wie auch der Auftrag für St. Koloman (Tennengau) wohl auf gute Verbindungen zu dem dortigen Vikar Strobl, einem gebürtigen Tittmoninger, zurückgeführt werden kann. – Es gelang der Verfasserin nicht nur, das bisher bekannte Œuvre Itzfeldners kritisch zu durchleuchten, sondern auch nachweisbare Neuentdeckungen und Zuschreibungen beizusteuern. Dies gilt insbesondere für die Kanzel der Pfarrkirche in Kay, die prachtvolle Kanzel und das Hochaltar-Tabernakel der Wallfahrtskirche in Arnsdorf und ein Tabernakel in der Wallfahrtskirche Maria Bülhel, ferner für eine schöne „Immakulata“-Statue in Obereching, vier Reliquienbüsten in St. Georgen, die tief empfundene Ölberggruppe über der Grabstätte der Familie Wagner in Tittmoning und Grabsteine in Salzburg, Feichten an der Alz und Engelsberg. So ist zu erwarten, daß nun nichts Wesentliches mehr außer Betracht geblieben ist.

Der Rezensent, der sich in einer Veröffentlichung vor 50 Jahren (sic!) bereits in breiterem Zusammenhang mit dem Thema befaßt hat („Salzburger Barockplastik – Entwicklungsgeschichte der Salzburger Plastik vom Anfang des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“, Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Berlin 1935) und der – wie die Verfasserin feststellt – Itzfeldners Œuvre bereits durch zahlreiche Neufunde erweitern konnte, fühlt sich hier in vielen Fällen angesprochen und möchte kurz auf wenige Einzelheiten eingehen: Ich schrieb in der Tat – vor dem Hintergrund der Leistungen des Rokoko im benachbarten Bayern –, daß „das Werk Itzfeldners viel Mittelmaß zeige, daneben aber auch Arbeiten voll reizvoller Frische zu finden“ seien. Richtig und plausibel hierzu ist in manchen Fällen „zur Ehrenrettung des Künstlers“ die Erklärung von Roswitha Preiß, „daß damals etliche Arbeiten noch schlecht restauriert oder übermalt waren“ und deshalb schwer ansprechbar waren. Hinzu kam und kommt immer wieder der negative Eindruck, den schwache Gesellenhände bisweilen von der Werkstatt des Meisters vermitteln. Was meine, wie es heißt, „nicht alle haltbaren Zuschreibungen“ betrifft, so konnte ich zur Bewältigung eines gewaltigen historischen Umfangs des Stoffes und seiner geographischen Ausdehnung, die in krassem Mißverhältnis zur Kürze der zur Verfügung stehenden Studienzeit stand, eine komplette Erforschung aller zahlreiche Künstler betreffenden Einzelheiten nicht hoffen. So ließ ich nach der Behandlung der eindeutigen Fakten Vorsicht walten und habe nicht nur Zuschreibungen vorgenommen, sondern mich gegen Schluß meiner Ausführungen über Itzfeldner so ausgedrückt: „Zahlreiche Zuschreibungen und Vermutungen, die wir aussprechen möchten, können hier nur kurz und mehr in Form einer Materialsammlung Erwähnung finden.“ Schließlich faßte ich in aller Kürze summarisch weitere Werke zusammen, bei denen „Wahrscheinlichkeit für die Urheberschaft Itzfeldners“ bestand. Diese Einschränkung endgültiger Ergebnisse – künftiger Forschung empfohlen – bezieht sich auf (fast) alle Fälle, bei denen meine Meinung im Kapitel „Fälschlich zugeschriebene Werke“ der Verfasserin zitiert wird (die Zuweisung von vier Figuren an Johann Georg Hitzl bleibt strittig). Solche Einschränkung, die keine so genannte „fälschliche Deutung“ zuläßt, ist aber auch im Kapitel „Zugeschriebene Werke“ zu machen, wenn z. B. in einem von Preiß – nicht unbedingt überzeugend – als „hl. Laurentius“ gedeuteten Torso (ohne Attribut!) von mir ein Heiliger „Johann von Nepomuk (?)“ – mit Fragezeichen! – vermutet wurde.

Woher kam nun Itzfeldner künstlerisch und wohin gelangte er mit seinem umfangreichen Werk? Roswitha Preiß hat – bei voller Zustimmung des Rezensenten – viele Motivübernah-

men und stilistische Anpassungen an renommierte Künstler von nah und fern festgestellt. Das reicht von Bernini und Fischer von Erlach über Permoser, Guggenbichler und Donner bis zu Straub, Wenzeslaus Jorhan, Ignaz Günther, Götsch und anderen. Man muß sogar feststellen, daß Itzfeldner ein besonders reizvolles Motiv wie den das Kreuz tragenden Engel, der sich auf der Kanzelbrüstung in Arnsdorf (1758) niedergelassen hat, offensichtlich von seinem Salzburger Konkurrenten Johann Georg Hitzl übernommen hat, der die gleiche Idee an seinen Kanzeln in Großgmain (1737), Mülln (1738) und Köstendorf (1751) schon früher verwirklichte. – Der Rezensent hält nach wie vor eine Grundausbildung in Salzburg bei Fries oder Pfaffinger für wahrscheinlich. Es folgt die Anlehnung an den Stil des in Griesbach (Rottal) und Landshut arbeitenden Wenzeslaus Jorhan.

In diesem Zusammenhang sei auf die Tatsache hingewiesen, daß Jorhans hochbegabter Sohn Christian Jorhan d. Ä. (seit 1755 in Landshut ansässig), der seine Lehrzeit bei seinem Vater und bei Straub in München – sein Mitgeselle dort und zweifellos auch sein Vorbild war Ignaz Günther – hinter sich hatte, während seiner Wanderjahre auch bei Pfaffinger in Salzburg arbeitete. Es liegt nahe, hierbei an einen engen Kontakt des aus vorzüglicher Ausbildung Kommenden mit Itzfeldner zu denken. Aber auch Ignaz Günther weilte während seiner Wanderjahre in Salzburg. (Eine Zeichnung signierte er „Franz Ignati Gindter sculptor fecit 1750 Salispurgensis“.) Das Jahr 1753 unter anderem mit dem Besuch der „Kaiserlich-königlichen Akademie der Maler, Bildhauer und Baukunst“ in Wien verbringend, wo er „... so viele Proben seiner besonderen Geschicklichkeit und gründlichen Kunsterfahrenheit gegeben, daß er nicht allein vor allen anderen ein besonderes Lob verdient, sondern auch das Erste Premium in der Bildhauerei erworben“, kehrte er spätestens Anfang 1754 nach München zurück (A. Feulner, Ignaz Günther, München 1947, S. 22–25). Um die Wende der Jahre 1753/54 aber muß er noch Zeit gefunden haben, wieder in Salzburg zu arbeiten. Denn damals lieferte Johann Georg Hitzl das Epitaph für den Erzbischof Andreas Jakob Graf Dietrichstein im Salzburger Dom, um dessen Ausführung er sich stolz mit der Bemerkung beworben hatte, er habe einen Künstler neu eingestellt, „so letzthin das ze Wien ausgesetzte kays. academische Praemium oder Goldstück erhalten“ habe. Wir haben also in diesem prächtigen Marmor-Epitaph zweifellos eine weitgehend eigenhändige Arbeit von Ignaz Günther vor uns – und können uns gleichzeitig vorstellen, welchen Eindruck das Werk und die Persönlichkeit Günthers, der das süddeutsche Rokoko auf den Höhepunkt seiner Möglichkeiten führte, auch auf Itzfeldner ausgeübt haben. Dazu paßt, was Roswitha Preiß zum Ausdruck bringt: „Um 1756 kehrte sich Itzfeldner allmählich von den niederbayrischen Vorbildern ab... In den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts ist der Münchner Hofbildhauer Ignaz Günther (1725–1775) das maßgebliche Vorbild für Itzfeldner.“

Und doch hat man den Eindruck, daß sich – so wie sich im Rokoko-Hochaltartabernakel Itzfeldners in Arnsdorf von 1753 zwei übernommene Engel-Figuren von Thomas Schwanthaler aus dem Jahre 1677 harmonisch und unauffällig dem Ganzen einfügen – auch in seiner Spätzeit eine einheimische, volkstümlich geprägte Tradition immer wieder durchsetzt. So stimmen beispielsweise die Darstellungen der hll. Georg und Martin in Zederhaus (1772/74) nicht nur „weitgehend mit den hll. Kriegern Sebastian und Florian in Arnsdorf (1766) überein“ (R. Preiß), sondern fast mehr noch mit den hll. Georg und Florian in der Tittmoninger Ponlachkapelle (1751).

Von einem Künstler, der sich in einer Kleinstadt nahe einem international renommierten Kunstzentrum ansiedelt, erwartet man gewiß keine herausragenden Höchstleistungen. Wie fast alle anderen vom fernen Erbe Berninis zehrend, wie durch eine Offenbarung plötzlich beeindruckt von der geistreichen Charakterisierungskunst und stofflichen Delikatesse Ignaz Günthers, erst später nur einen Hauch der erlesenen Klassizität eines Raphael Donner spürend, scheint letztlich doch das nähere, ländlich verwurzelte Umfeld der niederbayerischen Jorhan, der Salzburger Schnitzer unter stilbildender Führung von Thomas Schwanthaler und vor allem Guggenbichler für Itzfeldners Eigenart die Oberhand behalten zu haben. Schließlich mit einem Zeitgeist kühler Rationalität konfrontiert, konnten neue künstlerische Impulse von ihm nicht ausgehen. Aber sein Werk breitet sich vor uns aus wie ein spätes Musterbeispiel jener vielen geschickten und fleißigen, warmherzigen und liebenswerten Bildhauer, die unter Zurückstellung der eigenen Person über weite Gebiete Süd-

deutschlands und Österreichs hinweg noch heute diese von unverwechselbarer Kultur geprägten Landschaften mit künstlerischem Leben erfüllen.

Über die dieses Gesamtbild erschließenden Fakten orientiert das Buch von Roswitha Preiß zutreffend, zuverlässig und erschöpfend. Der „Normalverbraucher“ wird wohl nicht jede Werk-Analyse durchlesen wollen, aber auf die Beweisführungen inhaltlicher und stilkritischer Art kann er sich verlassen. Ein Gewinn für die Barockforschung und die Salzburger Kunstgeschichte.

Lothar Pretzell

Oskar Moser, Materialien zur Geschichte und Typologie der Getreidewinde (Kornfegen). Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde Nr. 13. In: Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Band 434. 70 S., 15 Abb. auf Tafeln, Wien 1984.

Die volkswundliche Geräte- und Sachforschung hat sich seit eh und je mit Vorliebe der bäuerlichen Arbeitswelt zugewandt, und sie hat durch die wachsenden Gerätebestände der Heimatsammlungen und Freilichtmuseen in den letzten Jahrzehnten neue Nahrung erhalten. Der durch die Veränderung der Sozial- und Wirtschaftsstruktur erzwungene radikale Wandel der Landarbeitstechnik, der die Geräteausstattung unserer Bauernhöfe von Grund auf revolutionierte, machte auch vor den Gerätschaften zur Getreidereinigung nicht halt. Diese nach dem Schnitt und dem Drusch erforderliche Reinigung wurde früher mit Getreidesieben (Rosler und Reiter) und mit handgetriebenen mechanischen Putz- oder Windmühlen vorgenommen, die von der Forschung „Getreidewinden“ oder „Kornfegen“ genannt werden. Ihre Entstehung und Verbreitung haben seit der Arbeit von Günter Wiegelmann „Zur Geschichte der Kornfegen in Mitteleuropa“ (in: Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen, Münster 1978) auch die österreichische Sachvolkswunde stark beschäftigt. Nach Karl Haiding, der 1979 seine im Landschaftsmuseum Trautenfels gesammelten Kornfegen ausführlich beschrieben hat, legt nun der führende Sachvolkswundler Österreichs, Oskar Moser, nicht nur neue Materialien zur Geschichte der Getreidewinde, sondern auch eine mustergültige typologische und terminologische Klassifikation der Getreidereinigungsgeräte im alpinen Raum vor, die für die weitere Forschung grundlegend bleiben wird. Moser unterscheidet nach der Bauart des Gehäuses für das Windrad, nach dem Gehäusegestell und nach den Siebeinsätzen Kastenfegen, Windkanalfegen und Siebgestellfegen und gliedert letztere in drei Typen, deren ältester, 1707 datierter Sachbeleg (mit einfachem Siebboden und Verlängerungsbrett) sich bemerkenswerterweise im salzburgischen Rupertiwinkel, nämlich in Kirchanschöring bei Laufen, gefunden hat. Die ausgehenden archivalischen Forschungen Mosers in Kärnten und in der Steiermark, insbesondere im Domstift Seckau, ergeben aber, daß Getreidewinden z. B. im oberen Murtal schon um 1690 in Gebrauch standen. Moser hat daher mit gutem Grund die Frage gestellt, ob die von der Forschung bisher vertretene Meinung, daß die hierzulande verbreiteten Getreidewinden auf chinesische Vorbilder zurückgehen, die von Missionaren der Gesellschaft Jesu im 18. Jahrhundert nach Europa gebracht wurden, zu Recht bestehe. Die älteste bisher datierbare Kornfegen aus Kirchanschöring und der Vergleich weiterer bisher gesammelter Sachzeugnisse mit den Darstellungen des Gerätes in der zeitgenössischen enzyklopädischen Literatur sprechen jedenfalls deutlich gegen eine monokausale Herleitung aus einem einzigen auf chinesische Vorbilder zurückgehenden europäischen Innovationszentrum. Es zeichnen sich vielmehr im alpinen Raum und weit darüber hinaus regionale Formenlandschaften ab, in denen die technologische Weiterentwicklung der Getreidewinde, gefördert durch die handwerkliche Geschicklichkeit bäuerlicher „Freikünstler“, der Beschreibung im zeitgenössischen landwirtschaftlichen Schrifttum offenbar weit vorausseilt. Der Vermutung Mosers, daß zur mechanischen Ausgestaltung des Windkastens und der Schrägsiebreinigung auch Vorbilder aus dem schon im 16. Jahrhundert hochentwickelten Montanwesen mit seinen Gestellsieben zur Erzausscheidung und seinen die Luftzufuhr regelnden Wettermaschinen beigetragen haben, wird man ebenso beipflichten können wie dem Hinweis auf die Verwendung von Rüttelsieben in den bäuerlichen und gewerblichen Getreidemühlen. Abgesehen von diesen auch für die Agrargeschichte wichtigen Ergebnissen, die sich durch weitere archivalische Belege und rezente Sachzeugnisse gewiß noch stützen lassen, bietet die

Untersuchung Mosers mit ihren instruktiven Zeichnungen allein schon für die so notwendige typologische Klassifikation der Getreidewinden einen grundlegenden Behelf, für den vor allem die Museumsleute – auch der Rezensent hat im Salzburger Freilichtmuseum schon 25 Kornfegen gesammelt – Dank wissen werden.

Kurt Conrad

Peter Putzer, Ius naturae an der Salzburger Barockuniversität. Das Naturrechtsdenken heute und morgen, Gedächtnisschrift für René Marcic, Hrsg. D. Mayer-Maly und P. M. Simons. Duncker & Humboldt, Berlin 1983, S. 117–135.

Wie schon in seiner seinerzeitigen Einlassung auf „Das Völkerrecht an der Alten Salzburger Universität (1622–1810)“, angezeigt in diesen Mitteilungen, Bd. 120/121, S. 668f., versucht der Verfasser in der dem Gedenken des Salzburger Naturrechtsdenkers René Marcic gewidmeten Schrift der Pflege des Naturrechts an der Alma mater Paridiana in Lehre und Forschung nachzugehen. Der Text ist aus dem Manuskript eines Vortrages für das zum Gedächtnis an René Marcic veranstaltete Symposium hervorgegangen und versteht sich weniger als eine Abhandlung des Naturrechts an der Salzburger Barockuniversität denn als Disposition und Stimulans für eine intensivere Beschäftigung mit dieser bis dato noch weitgehend brachliegenden Materie.

Vor der eigentlichen Einlassung auf das *Ius naturae Salisburgensis* führt der Verfasser noch einmal kurz die verfassungsmäßigen Besonderheiten der Alma mater Benedictina vor Augen, wozu er sich schon mehrfach geäußert hat. An dieser Universität in Salzburg bestand vom ersten bis wortwörtlich letzten Tage ihrer Existenz eine Rechtsfakultät, deren Verfassungs- und Wissenschaftsgeschichte hier noch einmal zusammengefaßt wird.

Zum Salzburger Naturrecht selbst wird die Klarstellung vorausgeschickt, daß trotz der Renaissance des naturrechtlichen Denkens in unserer Zeit, die zu einer Wiederbelebung gewisser Positionen, wie sie einst an der Benediktineruniversität des 18. Jahrhunderts vertreten worden waren, geführt hat, hier bewußt das Bemühen um eine künstlich hergestellte „Haustradition“ vermieden werden soll. Hier wird zudem bewußt nur dem *Ius naturae Salisburgensis* an der Juristenfakultät nachgespürt – das Naturrecht an der Theologischen und Philosophischen Fakultät muß in diesem Zusammenhang ausgespart bleiben.

Die schon angesprochenen besonderen verfassungsmäßigen Gegebenheiten an der Salzburger Benediktineruniversität hatten zur Folge, daß sich das Naturrecht in den rund 200 Jahren des Bestandes einer Rechtsfakultät in sehr unterschiedlicher Art und Intensität seiner Pflege erfreuen konnte.

Die Nähe zum Völkerrecht in Lehre und Forschung ist auffällig und an und für sich wissenschaftsgeschichtlich typisch. Wie schon bei der oben angeführten Befassung mit dem Völkerrecht ist auch für das *Ius naturae* zu berichten, daß sein namhaftester Vertreter Franz Schmier (1706–1728 Professor in Salzburg) gewesen ist. Seine Einlassungen auf das Naturrecht werden zu Ende dieses kleinen Beitrages im Überblick und detailliert angeführt. Die Naturrechtsvertreter nach Schmier – seiner Initiative als Rektor war die Etablierung des *Ius naturae* als neues Studienfach im Salzburger Lehrbetrieb zu verdanken – sind eher als Epigonen zu bewerten; wesentliche Impulse gingen von ihnen weder in Lehre noch in Forschung aus: Durchwegs lesen sie „nach Schmier“. Das endet mit den Reformen Collaredos, der seine Hohe Schule den tagespolitischen Bedürfnissen angepaßt hat; unübersehbar muß das Naturrecht gegenüber der „verwertbaren“ Reichshistorie in den Hintergrund treten. Die Reformen und Projekte, die während der kurzen Existenz eines Salzburgerischen Kurfürstentums (1803–1805) in Hinblick auf die Stellung des Naturrechts im Rahmen der Juristenfakultät auftauchten, wurden vom Verfasser 1974 in der Festschrift Nikolaus Grass, S. 349ff., berichtet.

Zusammenfassend zum Naturrecht an der Alten Salzburger Juristenfakultät kann festgehalten werden, daß in der ersten Phase ihres Bestandes dieses Fach dort keinen Standort hatte, daß es durch Schmier in Lehre und Schrifttum ab dem frühen 18. Jahrhundert prominent vertreten war, und daß es nach einigen Jahrzehnten zweitrangiger Pflege Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend zurücktritt. Somit ergibt sich, daß eine Beschäftigung mit dem *Ius naturae Salisburgensis* zu einer Auseinandersetzung mit den Aktivitäten und Positionen Franz Schmiers werden muß.

P. P.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: [124](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 621-644](#)